

# Baltische Monatsschrift.

Herausgegeben

von

**E. von der Brüggen**

unter Mitwirkung von Bibliothekar **G. Berkholz** in Riga,  
Oberlehrer **H. Diederichs** in Mitau, Professor **E. Laspeyres** in  
Dorpat, Oberlehrer **Fr. Bienemann** in Reval.

20. Band.

**Neue Folge. — Zweiter Band.**

**November und December 1871.**

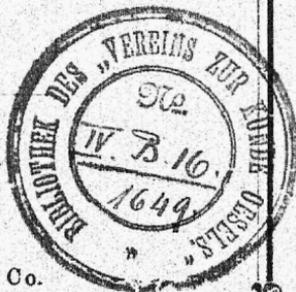
<b>Inhalt:</b> Von der Ostsee, Livländische Erzählungen (E. Barclay de Tolly) (Schluss) . . .	Seite 501.
Die Einnahme von Ismail im Jahre 1790 (A. Brückner) . . . . .	„ 556.
Bemerkungen zur Pfarrbesetzungsfrage . .	„ 586.
Unsere bäuerlichen Verhältnisse i. J. 1871 (E. B.) . . . . .	„ 590.



1872

**RIGA, 1871.**

Verlag von H. Brutzer & Co.



Preis pro Jahrgang 4 Rbl. 50 Kop.

Per Post: Postgebühren 45 Kop., Verpackungskosten 5 Kop. = 5 Rbl.  
In Deutschland 5 Thaler.

# Literarischer Bericht

pro November-December 1871.

Mitgetheilt von der Buchhandlung **H. Brutzer & Co.** in Riga, durch welche alle hier verzeichneten Schriften zu beziehen sind:

## I. Encyclopädie. Literaturgeschichte.

- Mendelssohn-Bartholdy, Dr. Karl, Göthe u. Felix Mendelssohn-Bartholdy. Mit F. Mendelssohns Portrait aus seinem 12. Lebensjahre. Gr. 8. Leipzig, Hirzel. — 90.
- Müller, Max, Essays. 3. Bd. Beiträge zur Literaturgeschichte, Biographik und Alterthumskunde. Mit einem Anhang: Briefe von Bunsen an Max Müller aus den J. 1848—59. Aus dem Engl. mit Autorisation des Verf. ins Deutsche übertragen v. Fel. Liebrecht. Gr. 8. Leipzig, Engelmann. 3. 38.

## II. Philosophie.

- Lindwurm, Dr. Arnold, die metaphysische Wurzel der christlichen Elstik, more geometrico aus exacter Philosophie. Gr. 8. Berlin, Löwenstein. — 68.
- Loewenhardt, Dr. S. E., Benedict v. Spinoza in seinem Verhältniss zur Philosophie und Naturforschung der neueren Zeit. Gr. 8. Berlin, Peiser. 4. 5.
- Gayette-Georgens, Jeanne Marie v., vom Baum der freien Erkenntniss. 8. Bremen, Kühnmann & Co. — 72.
- Hartmann, E. v., gesammelte philosophische Abhandlungen zur Philosophie des Unbewussten. Gr. 8. Berlin, C. Duncker. — 90.

## III. Rechts- und Staatswissenschaft. Nationalökonomie.

- Mangoldt, H. v., Grundriss der Volkswirtschaftslehre. Für das Selbststudium wie für den Unterricht an Lehranstalten. 2. nach dem Tode des Verf. veranstaltete Aufl. bearb. v. Frdr. Kleinwächter. Gr. 8. Stuttgart, Maier 1. 35.
- Menger, Dr. Carl, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. 1. allgemeiner Theil. Gr. 8. Wien, Braumüller. 1. 80.
- Meves, Staatsanw., das Gewerbe im Umherziehen nach der Bundes- und preussischen Landes-Gesetzgebung bearb. Gr. 8. Berlin, Guttentag. 1. 26.
- Meyer, Priv.-Doc. Dr. Geo., staatsrechtliche Erörterungen üb. die deutsche Reichsverfassung. Gr. 8. Leipzig, Serig. — 68.
- Ristow, H., Situationsplan des Sitzungssaales des deutschen Reichstages mit Angabe der Namen der Mitglieder des Reichstages auf ihren betreff. Plätzen. Lith. gr. Fol. Berlin, Puttkammer-Mühlbrecht. — 45.
- Koopmann, weil. Bisch. Dr. Wilh. Heinr., der Communismus. Eine nachgelass. Schrift. Gr. 8. Altona, Bauer — 27.

## IV. Naturwissenschaft. Astronomie.

- Neger, Dr. Johs., Excursionsflora Deutschlands. Analytische Tabellen zum möglichst leichten und sicheren Bestimmen aller in Deutschland, Deutsch-Oesterreich und der Schweiz wildwachs. und häufiger cultiv. phanerogam. u. kryptogam. Gefässpflanzen. 8. Nürnberg, Korn. 2. 37.
- Reichenbach, Dr. A. B., Wegweiser in die allgemeine Botanik. Ein Leitfaden für angeh. Botaniker und Freunde der Pflanzenkunde überhaupt. Mit vielen Holzschn. Gr. 16. Leipzig, Matthes. — 68.
- Renschle, Prof. Dr. C. G., Kepler und die Astronomie. Zum 300jähr. Jubiläum v. Keplers Geburt am 27. Dec. 1571. Mit einer Figurentafel. Gr. 8. Frankfurt a. M., Heyder & Zimmer. 1. 35.

## V. Geschichte und Hilfswissenschaften.

- Lenz, W. v., die grossen Pianoforte-Virtuosen unserer Zeit aus persönlicher Bekanntschaft. Liszt. Chopin. Tausig. Henselt. Gr. 8. Berlin, Behr. — 90.
- Monate, vier, vor Paris. 1870—71. Belagerungstagebuch eines Campagne Freiwilligen im k. pr. Garde-Füsilier-Regiment. Gr. 8. Stuttgart, G. Weise. 1. 8.
- Monrad, D. G., das alte Neuseeland. Aus dem Dänischen. Deutsch v. Dr. Aug. W. Peters. Gr. 8. Bremen, Kühnmann & Co. — 45.

# Baltische Monatsschrift.



**20. Band.**

**Neuer Folge**

**2. Band.**

*N 1572.*



**Riga, 1871.**

Verlag von H. Brutzer & Co.

# Inhalt.

Russisches Frauenleben im 16. Jahrhundert (H. Sewigh) . . . . .	Seite 1
Zunft und Genossenschaft (A. Miaskowsky) . . . . .	" 20
Heinrich von Treitschke über den Bonapartismus in Frankreich (Pont...x) . . . . .	" 35
Literarische Streiflichter (H. Diederichs) . . . . .	" 51
Die Recess und andere Acten der Hansetage von 1256 bis 1430 (Richard Hausmann) . . . . .	" 86
Livländische Correspondenz . . . . .	" 100
Notizen . . . . .	" 106
Die hansisch-livländische Gesandtschaft des Jahres 1494 nach Moskau und die Schliessung des deutschen Hofes zu Nowgorod (Hermann Hildebrand) . . . . .	" 115
Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft (Dr. Arthur Amelung) . . . . .	" 137
Kaiser und Reich (A. Bulmerincq) . . . . .	" 170
Zur Schulfrage in Russland . . . . .	" 181
Aus der Literatur (A. Bulmerincq) . . . . .	" 191
Notizen (E. B.) . . . . .	" 210
Die Rigasche Volkszählung (E. Laspeyres) . . . . .	" 215
Ueber die Darwinsche Theorie (Dr. G. Seidlitz) . . . . .	" 245
Etwas von altem Bürgersinn (Fr. Bienemann) . . . . .	" 261
Zur diesjährigen Baltischen Ausstellung . . . . .	" 280
Ueber die Darwinsche Theorie Fortsetz. und Schluss (Dr. G. Seidlitz)	" 299
Die Dichter der Freiheitskriege (Dr. Herm. Lücke) . . . . .	" 317
Goldberg, Vater und Sohn (A. D.) . . . . .	" 336
Dänemarks Neutralität im Kriege zwischen Schweden und Russland 1788 (A. Brückner) . . . . .	" 361
Gustav Adolf. Von G. Droysen. Zweiter Band (A. Brückner) . . . . .	" 377
Der lutherische Kirchenpatronat in Livland (E. B.) . . . . .	" 387
Von der Ost-See, Livl. Erzählungen (Ed. Barclay de Tolly) . . . . .	" 424
Die Rigasche Volkszählung (E. Laspeyres) . . . . .	" 466
Kurländische Correspondenz (E. B.) . . . . .	" 492
Von der Ost-See, Livl. Erzählungen. Schluss. (Ed. Barclay de Tolly)	" 501
Die Einnahme von Ismail i. J. 1790 (A. Brückner) . . . . .	" 556
Bemerkungen zur Pfarrbesetzungsfrage (E. B.) . . . . .	" 586
Unsere bäuerlichen Verhältnisse i. J. 1871 (E. B.) . . . . .	" 590

## Von der Ostsee.

Livländische Erzählungen

von Eduard Barclay de Tolly.

### I. Wenden.

(Schluss.)

#### 4. Auf Treiden.

Aus Träumen, die ihm eine lachende Zukunft vorgaukelten, in der die holde Elisabeth eine Hauptrolle spielte, ward Buring durch die Strahlen der schräg in sein Schlafgemach fallenden Morgensonne geweckt. Rasch war er angekleidet und eilte in's Freie. Er schritt durch den Schlosshof, in dem einige schläfrige Stallknechte sich anzuschicken schienen, an ihre Tagesarbeit zu denken, und gelangte in ein hübsches Gärtchen, in welchem sich zwei Lauben vorfanden. In der einen lag auf einem runden Tische eine weibliche Arbeit, vermuthlich am Tage vorher dort vergessen. Buring war es nicht zweifelhaft, dass diese Arbeit, die bei näherer Besichtigung sich als eine reichgestickte Schärpe erwies, von den kunstfertigen Fingern des Fräuleins herrühre. Er nahm sie vom Tisch auf und betrachtete die Stickerei, in Gedanken erwägend, ob auch für ihn dieselben Hände sich einst in Thätigkeit setzen würden, ob wohl die Erinnerung an ihn in den seit der Begegnung in Riga verflossenen Monaten schon ganz aus dem Gedächtniss des Fräuleins entschwunden sei und ob sie ihn vielleicht gar nicht einmal wiedererkennen würde. Diese Befürchtungen, mit der Unruhe verbunden, die ihm die Anwesenheit des Fürsten Onsky auf Treiden erweckte, in der er sehr geneigt war eine Liebeswerbung neben der Verfolgung anderer Zwecke zu erblicken, stimmten, wie das bei Liebenden oft zu geschehen pflegt,

seine bisherigen kühnen Hoffnungen auf das Emporkeimen einer Erwidrung seiner Zuneigung mit einem mal sehr herab. Der Gedanke an die Erringung einer Gegenliebe von Seiten des herrlichen Wesens, dessen erster Anblick wie ein Blitzstrahl zündend in sein Herz geschlagen hatte, schaute ihn heute als ein tolles Irrlicht an, welches ihn auf Abwege leite. Des Mädchens Freundlichkeit gegen ihn auf dem Ball liess sich theils als Neugier, einen Blick in einen ihr fremden Lebenskreis zu thun, erklären, theils als aus natürlicher Gutmüthigkeit hervorgegangen, — kurz, nachdem Büring etwas nachgesonnen, erschien ihm sonnenklar, wie fabelhaft windig es mit seinem ganzen Plan aussähe. Er legte seufzend die Schärpe wieder auf den Tisch und beschloss, ohne erst Gelegenheit zu einem Wiedersehen zu suchen, sogleich zum Verwalter der landwirthschaftlichen Oekonomie zu gehen und durch Arbeit die widerwärtigen Gedanken, welche ihn heimsuchten, aus seinem Hirn zu verjagen. Indem er sich umwendete, bemerkte er ein Blatt Papier, das unter der Schärpe gelegen haben mochte, und das er beim Ergreifen derselben wahrscheinlich vom Tisch gestegt hatte. Er hob es auf und erblickte eine artige Zeichnung, welche den letzten Einzug Plettenberg's in Riga darstellte, im Vordergrunde eine Gruppe, bestehend aus einer jungen Dame, die mit einem losgegangenen Sattel vom Pferde gleitend, von einem jungen Mann aufgefangen wird, ferner aus einem alten Ritter und einer Edeldame, die auf ihrem Zelter mit einem Riechfläschchen heransprengt. Waren die Züge der jungen Dame nach Büring's Ansicht weit unter dem Reiz des Originals geblieben, so überströmte ihn heisse Freude, als er die Genauigkeit wahrnahm, mit der seine eigenen wiedergegeben waren, und die auf ein sehr treues Gedächtniss schliessen liess. Der Himmel war plötzlich wieder aufgehellt und die Sonne schien warm aus wolkenloser Bläue. Da hörte er hinter sich ein Kleid rauschen und ein Liedchen singen. Des Fräuleins Stimme erkennend, steckte er rasch die Zeichnung in sein Wamms und wendete sich um. „Sie hier, Büring?“ rief bei seinem Anblick die überraschte Elisabeth aus und hohes Roth übergoss ihre Wangen. Der junge Mann, nachdem er sich mühsam Fassung errungen, schätzte sich glücklich, von ihr wiedererkannt zu werden und erklärte den Zweck seiner Hierherkunft, nämlich sich landwirthschaftliche Kenntnisse anzueignen. „Von Ihnen also sprach meine Gertrud,“ entgegnete Elisabeth, „als sie bei der Geschichte von der Gefangennahme und Flucht Kleinhedwig's mit so viel Lobeserhebungen des neuen Jungherrn erwähnte, der

sich mit unserer Ackerwirthschaft bekannt machen wolle. Wissen Sie auch, mein Herr, dass der Zofe feuriges Lob bei misstrauischen Leuten ganz merkwürdige Ideen in Bezug auf jene Flucht erwecken könnte?“ Biring lächelte und schwieg. „Ein Glück für Sie,“ fuhr Elisabeth fort, „dass Sie eine Art Mitschuldige vor sich sehen, denn um meiner lieben Gertrud willen, die mit mir aufgewachsen, bin ich oft blind und taub gewesen, wenn sie bei unsern Spaziergängen und kleinen Vogeljagden im Walde sich abseits verlor und Zwiesprache mit gewissen riesigen Geistern des Forstes hielt. Wie es sich nun auch mit Kleinhedwig's Entkommen verhalten mag, ich bin froh, dass heute keine Tortur mit ihm vorgenommen werden kann, denn wenn es gilt Recht zu üben, ist mein guter Vater unerbittlich. Doch lassen wir das. Wie gefällt Ihnen mein Gärtchen hier?“ „Ein herrlicher Tulpenflor, wie ich ihn in Holland nicht schöner angetroffen,“ antwortete Biring. „Ja wohl, die Tulpen sind eine besondere Liebhaberei meiner trefflichen Tante. Ihr werden Sie gewiss auch recht gut gefallen.“ Biring entging es nicht, wie das entschlüpfte „auch“ neue Röthe auf des Fräuleins Wangen hervorzuberte. Schweigend und innerlich beglückt hörte er zu, als das junge Mädchen ihm der Reihe nach alle ihre in diesem engen Raum befindlichen gefiederten und vierfüßigen Freunde zeigte und ihre guten Eigenschaften hervorhob. Ein riesiger Wolfshund sprang in den Garten und schien nicht übel Lust zu haben, auf den jungen Mann loszustürzen, legte sich aber auf des Fräuleins Befehl sofort zur Erde nieder und liess dann ohne sich zu regen die Gebieterin auf sich sitzen. Sie gingen weiter. Elisabeth führte Biring in einen Gartensaal und dort zu einem Erkerfenster mit einem kleinen Balkon, von dem man eine prächtige Aussicht auf das Thal der Aa hatte. Der Fluss ging im rechten Winkel um die Höhe, auf der das rothe Schloss Treiden lag, und man sah Laubhänge sich weit hinziehen und auf beiden Seiten das Thal einfassen, in dessen Mitte durch sandige Ufer der silberne Streif der Aa lief, des unruhigsten aller Gewässer, das sich stets ein neues Bette auswählt, um es nach einiger Zeit der Versandung zu überlassen, gleich einem Fieberkranken, der sich ruhelos hin und her wirft. Aus dem diesseitigen Laubdickicht stieg das uralte Schloss Kremon hervor, schon zur Livenzzeit ein befestigter Ort und einst der Kubbe'schen Familie Sommersitz, heute aber durch Erbtheilung in die Hände der fürstlich Livenschen Familie übergegangen. In dem andern Thalabschnitt, da, wo ein stattlicher Eichenwald sich ausbreitete, konnte man gleichfalls den Wohnsitz

einer den Kubbe's verwandten Familie, derer von Ungern-Sternberg, entdecken. Gerade dem Balkon gegenüber auf der anderen Seite des Thales ragten hohe grüne Wälle hervor, angeblich von den Warägern herrührend, und unweit davon flatterte die deutsche Kreuzfahne im Morgenwind über den Zinnen des grauen Segewold. Im Anschauen des reizenden Landschaftsbildes verloren, welches in seiner eigenthümlichen Schönheit den gepriesensten der Welt nichts nachgiebt, und im glücklichen Bewusstsein neben der Erkorenen seines Herzens zu stehen, in deren Gedächtniss sein Andenken nicht erloschen war, wie ihm die Zeichnung verrathen, genoss der junge Mann schweigend die kostbaren Augenblicke, welche das Schicksal ihm schenkte. Auch Elisabeth's dunkelblaue Augen hafteten auf der Ferne mit jenem eigenthümlichen Ausdruck, welcher zeigt, dass man sieht ohne zu sehen, nämlich ohne des Gesehenen sich bewusst zu werden. Drängte nun auch die jugendlich aufwallende Glut unsern Buring, dem jungen Mädchen seine Empfindungen für sie gleich zu bekennen, so war doch andererseits seine Besonnenheit in den Stürmen und Kämpfen des Seelebens so zeitig gereift, dass er sich selbst nicht durch ein vorzeitig ausgesprochenes unbedachtes Wort um die Erreichung seines Zieles bringen wollte. Von den beiden jungen Leuten unbemerkt stand schon geraume Zeit eine stattliche alte Dame in der Saalthüre und beobachtete das schweigsame Paar. Sie erkannte Buring nach der durch Zeichnung illustrierten Schilderung ihrer Nichte Elisabeth, und es schien, dass sein äusseres Wesen einen guten Eindruck auf sie machte. Wenigstens zeugten ihre Worte nicht von Ungunst, als sie vortrat und zu dem sich tief verbeugenden und ihr nach Landessitte die Hand küssenden jungen Mann sprach: „Ei, ei! Der Jungherr nimmt wahrscheinlich die erste Lection in der Landwirthschaft? Nur glaube ich, dass er von dem Wildfang da bessern Unterricht im Jagen, Reiten, Schiessen erhalten könnte, als in der nützlichen Kunst mit Pflug und Egge umzugehen.“ „Liebe Tante,“ bat Elisabeth, „welchen Begriff geben Sie von mir? Jugend muss austoben, sagt der Vater, und je eher je lieber.“ „Freilich,“ murmelte seufzend die würdige Frau, „nur verlängert sich manchem das Toben bis zum Grabe.“ „Doch,“ fuhr sie mit lauter Stimme fort, „das Nächste für uns wird sein, den Sturm zu beschwören, der bei des Vaters Rückkunft von Segewold wegen Kleinhedwig's Flucht losbrechen muss. Da sehen Sie denn zu, Jungherr, dass der erste Tag ihres Aufenthaltes hier nicht auch der letzte sei, denn Ihnen war, wie Gertrud uns erzählt, die Obhut des Gefangenen anvertraut.“

In demselben Augenblicke erschallte auch schon des Thürmers Hornsignal, man hörte das Rasseln der herabgelassenen Zugbrücke, und an dem grossen Stock auf dem Hauptthurm flog das Banner mit den sieben Nordsternen auf, ein Zeichen, dass der Burgherr daheim war. Die beiden Damen und Büring eilten in den Schlosshof, den alten Ritter zu empfangen, dem bereits auf Segewold die Flucht des langen Letten berichtet worden war. Er schien jedoch keineswegs über die entgangene Rache sehr ärgerlich gestimmt, und liess es bei einigen, freilich etwas gezwungenen Scherzen auf Büring's Unkosten bewenden. Der Excaplan that sich mit Entschuldigungen des jungen Mannes hervor, wobei er jedoch Mittel fand, dieselben so zu drehen, dass die Wachsamkeit, die letzterer bewiesen hatte, eben in kein glänzendes Licht gesetzt wurde. Fürst Onsky begnügte sich damit, einige Minuten Büring und Elisabeth zu beobachten, und wandte sich dann gegen die Tante, sie mit Artigkeiten förmlich überschüttend. Bald nach des Burgherrn Ankunft war alles in das gewohnte Gleis zurückgekehrt, Büring mit dem Gutsverwalter, einem biedern alten Westphalen bekannt gemacht und ihm auf Antrag der Tante vorgeschlagen worden, dem Fräulein in der englischen Sprache Unterricht zu ertheilen. Unnötig ist es zu sagen, ob er hierauf einging. Von den Feldern zurückgekehrt, welche er mit dem Verwalter besichtigt, und nachdem er diesem einen Theil seiner Geschäfte abzunehmen sich erboten hatte — denn es musste ihm bei seinen Absichten, sich im Lande anzukaufen, sehr ernstlich daran liegen, sich mit der Landwirthschaft bekannt zu machen, — begab Büring sich in den obern Stock des Thurms, zu den Gemächern der Tante. Er fand seine neue Schülerin daselbst bereits vor und war innerlich erfreut, als keine Nachfrage nach jener Zeichnung stattfand, die er sich am Morgen angeeignet. Elisabeth glaubte vielleicht, dass der Wind sie fortgetragen, oder mochte, falls sie über den wahren Sachverhalt Argwohn hegte, natürliche Scheu tragen, dem weiter nachzuforschen. Nach der Lehrstunde musste Büring mit dem alten Ritter, dem Fürsten Onsky und dem Kastellan um zwei Uhr Nachmittags zur Vespertafel und ihnen viel von seinen Reisen erzählen. Es kam ihm vor, als trüge der Burgherr einen stillen Groll gegen ihn im Herzen bei aller anscheinenden Freundlichkeit, und als habe er dessen ursprüngliches Wohlwollen bereits verscherzt. Auch hatte er oft Mühe, die Anspielungen des ehemaligen Priesters, der den Zweck seiner Anwesenheit auf Treiden errathen zu haben schien, sowie die ausforschenden Blicke und Fragen

des Tataren zu pariren. Oft meinte er im Stillen Spuren eines zwischen den drei Tafelgenossen bestehenden gegen ihn gerichteten Bündnisses wahrzunehmen. Nachdem man lange poculirt und eine kleine Siésta gehalten, wurden ritterliche Uebungen vorgenommen und den Abend verbrachte man bei der Tante. So strichen die Tage dahin, und oft brachten Jagden, Gelage und Besuche in der Umgegend Abwechslung in das Leben auf dem Schlosse. An den körperlichen Uebungen zu Fuss und zu Ross nahm Elisabeth zwar manchmal noch Theil, aber zu des Vaters Aerger erst nach vieler Nöthigung und ohne den frühern Eifer. Auch bei den Treibjagden sah man sie nur noch selten. Dafür liebte sie es, mit ihrer kleinen Vogelflinte, vom grossen Wolfshund Nero und von Gertrud begleitet, nachmittags in den Wald zu ziehen. Häufig fügte es sich so, natürlich ganz zufällig, dass Büring's landwirthschaftliche Thätigkeit ihn gerade in die Nähe jenes Waldbereiches führte, wo des Fräuleins Büchse knallte. Dann trafen die jungen Leute bald zusammen und vertieften sich oft in Gespräche, die eben nicht bloß die englische Grammatik betrafen, bis der silberne Mondschein durch die Wipfel der Bäume brach und sie an den Heimweg mahnte. Man rief Gertrud herbei, die unterdessen in geringer Entfernung Zwiesprache mit den Geistern des Forstes gehalten hatte. Wenigstens vernahm man sie häufig laut reden, ohne dass sie zugab, ein lebendes Wesen im Walde angetroffen zu haben. Nero, der am Boden geschnuppert und dann freudig bellend sich in den Wald verloren hatte, wurde durch des Fräuleins kleine silberne Pfeife wieder herbeigeholt und man ging heim. Es war einige mal vorgekommen, dass Fürst Onsky das Fräulein auf solchen Waldfahrten begleitet hatte, aber die augenscheinlich üble Laune des jungen Mädchens, welches nicht gewöhnt war, seinen Empfindungen Zwang anzuthun, hatte ihn bestimmt, es künftig zu unterlassen. Kleinhedwig liess sich nicht blicken, doch erfuhr Büring von der Zofe, dass derselbe sein Versprechen fortzuführen noch nicht erfüllen könne, da eine Reihe aufmerksamer Wachen ihm den Weg nach Russland abschneide. Zu Hause gelangt, musste der junge Mann dem Gutsverwalter über sein Tagewerk berichten und erhielt dann von dem wohlwollenden alten Mann manchen kostbaren Fingerzeig für die landwirthschaftliche Praxis. Den Tag beschloss er gewöhnlich bei der Tante, wo Fürst Onsky gleichfalls sich einzufinden pflegte, und manchmal auch der alte Ritter, wenn er nicht ausnahmsweise damit beschäftigt war, einen Rausch auszuschlafen. Man unterhielt sich, las in Chroniken

oder trieb Musik. Büring, dessen offenes Wesen und leicht erkennbarer Charakter sich rasch der Tante Gunst erworben hatte, nahm meist seinen Platz neben Elisabeth. Unter den nachsichtigen Augen der Tante gewöhnten sich die jungen Leute allmählig daran, einander rückhaltlos ihre Zuneigung erkennen zu geben, so dass es nichts Seltenes war, dass Büring beim Vorlesen einer besonders interessanten Stelle aus der Geschichte der Vorzeit fühlte, wie Elisabeth mit in das Buch schauend und die Arbeit vergessend sich leicht an ihn lehnte. Oder auch er selbst ergriff im Eifer des Lehrens oder der Debatte ihre feine Hand und behielt sie länger in der seinen, als es eben nothwendig sein mochte. So kamen denn nach einiger Zeit Augenblicke, wo Büring versucht war, sein Lebensglück mit einem folgenschweren Bekenntniss auszuspielen; dann aber traten auch wieder Umstände ein, die es ihm gerathener erscheinen liessen, einstweilen noch seine Würfel im Becher zu behalten. Fürst Onsky nämlich, in welchem bei seinen reifern Jahren die für die schöne Livländerin erwachsene Leidenschaft nur um so tiefer Wurzel geschlagen hatte, sah mit verstecktem Missmuth dem vor seinen Augen harmlos und wie naturgemäss aufsprössenden Liebesspiel zu und wusste geschickt hie und da auf äussere Verhältnisse aufmerksam zu machen, die das lebhafteste Verständniss Elisabeth's richtig auf ihre Beziehungen zu Büring deutete. Ein Lieblingsthema des Fürsten war es, den Bürgerstand herabzusetzen und dem Adelsstolz der treidenschon Familie zu schmeicheln. Büring, in letzterem Gefühl; welches in Elisabeth stark genug vorhanden war, eine mögliche Klippe seiner Hoffnungen erblickend, blieb fast allein, wenn er seines Standes Werth in's rechte Licht zu setzen sich bemühte. Was er anzuführen verschmähte, hob gewöhnlich seine geistige Bundesgenossin, die Tante, hervor, dass nämlich der Stadt Patrizier, zu denen Büring's Familie gehörte, gleichfalls adligen Geschlechts und den Landsassen völlig ebenbürtig wären. Alsdann pflegte aber der alte Kubbe zu bemerken, wie das Betreiben von Handel und Gewerbe nicht von adligem Geblüt zeuge, und wie der rigasche Patrizier doch auf den Landtagen bei all seinem Reichthum persönlich weniger bedeute, als der geringste Grundeigenthümer. Der russische Fürst erwähnte dann noch, wie in des Zaren weitem Reich gegenwärtig nach dem Fall der Handelsrepubliken von Nowgorod und Pleskau der Handel nur noch von Bauern betrieben werde. Nach solchen Gesprächen musste unser junger Freund leider oft wahrnehmen, dass Elisabeth nachdenklich wurde und ihm merklich kühler begegnete.

Freilich bewirkte stets die dadurch ihn überkommende gedrückte Stimmung bald, dass eine Art Mitleid sich in dem Fräulein regte und sie in die alte Bahn herzlicher Zuneigung zurücklenkte. Solche Momente indessen verzögerten in dem vorsichtigen Büring den Entschluss, sein Verhältniss, wenigstens zu dem jungen Mädchen selbst, durch ein Liebesbekenntniss in's Klare zu stellen.

Dieses war die Sachlage, als eines Abends Büring und Elisabeth bei ihrer Nachhausekunft vom Walde das Burggesinde in grosser Thätigkeit fanden. Der Ritter Heinrich Boismann war mit seiner Mutter angelangt, von einem so zahlreichen Gefolge begleitet, dass Büring nichts Gutes ahnte und er den Augenblick der Entscheidung herangekommen fühlte. Er wurde durch einen Edelknaben, der Tante heute besonders aufgefordert, den Abend bei ihr zu verbringen, was sich sonst stillschweigend von selbst verstanden hätte, -- ein zarter Wink in Bezug auf die Toilette. Sich demnach reicher als gewöhnlich kleidend, vergass er nicht die Medaille anzulegen, die Gabe seines ehemaligen Befehlshabers, und begab sich zu den glänzend erhellten Gemächern im obern Stock. Alles sah heute strahlend und stattlich aus, der alte Kubbe war ungewöhnlich nüchtern und ernst, die Edelfrau Boismann, sowie die Tante sehr würdevoll. Elisabeth scherzte unbefangen an einem Fenster mit dem Fürsten Onsky und dem jungen Boismann, einer hohen, kraftvollen Gestalt von einnehmendstem Aeussern. Bei Büring's Eintritt ging der junge Edelmann sofort auf ihn zu, begrüßte ihn freundlich und liess dann verschiedene Andeutungen fallen, aus denen die Absicht, welche ihn hergeführt hatte, deutlich genug hervorging. Wie z. B.: es werde bald eine Gelegenheit geben vorzutreten, und da hoffe er, dass Büring sich seines wesenberger Diploms werth zeigen werde. Dies bezog sich auf des Letztern Narbe über dem rechten Auge, und im baltischen Lande galten die Bälle in Wesenberg für eine Art Raufplatz. Die Gesellschaft vereinigte sich zu einem grossen Kreis um den Kamin, wo ungeachtet der warmen Jahreszeit ein mächtiger Eichenklötz brannte, während durch die offenen Fenster ein würziger Lufthauch in den Saal strich. Das Gespräch war eigenthümlicher Art. Ohne über Allgemeinheiten hinauszugehen, erhielten verschiedene Aeusserungen besondere Betonungen, wodurch sie zu Beziehungen auf Seelenzustände einzelner Anwesenden wurden. Des alten Kubbe Bemerkungen strömten von Adelstolz über, in welche Tonart die Edelfrau Boismann verstärkend einstimme, während Onsky heute ausnahmsweise sehr bürgerfreundlich sich zeigte.

Die Tante schwieg meist, und das Wenige, was sie verlaublich liess, klang nach Ergebung in höhere Fügungen. Boismann verfolgte diese gelegentlich eingeschlagenen Seitenpfade nicht und nahm die von Elisabeth veranlasste Theilnahme des etwas sehr ernsten Büring am Gespräch mit ihnen gut auf. Alle Welt war froh, als die langsam dahinscheidenden Abendstunden endlich überwunden waren.

In der Frühe des nächsten Morgens schallte Hörnerklang durch die Burg. Büring wusste nicht, was er von dem Allarmsignal denken sollte, bis der Kastellan in sein Zimmer trat und ihn in des Burgherrn Auftrag zu einem Treibjagen entbot. Im Hof war er erstaunt, viele Ordensbrüder vom nahen Segewold mit ihrem Gefolge anzutreffen. Eine stattliche Meute, zu der man heute ausnahmsweise den Wolfshund des Fräuleins, Nero, hinzugezogen, würde auf ein besonders grossartiges Treiben haben schliessen lassen, fehlten nicht die sonst dazu aufgebotenen Bauern. Ein geheimnissvolles Flüstern ging durch die zum Aufbruch bereiten Jäger, und es wollte Büring scheinen, als fielen spöttische Seitenblicke auf ihn. Um einige Auskunft zu erhalten, wandte er sich an den Kastellan, welcher in närrischem froschgrünem Anzuge voll innerer Wuth über diese neue ihm vom Burgherrn ausgewählte Tracht in einer Ecke des Schlosshofs auf- und abspazierte. Er musterte den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füßen und erwiderte hämisch: „heute wird ein Hauptfuchs gejagt; dieses mal wird ihm niemand durchhelfen.“ Büring bemühte sich, diese Antwort richtig zu deuten, was seine Unruhe nur noch vermehren konnte. Alle Anwesenden mieden ihn, selbst der am vorigen Abend noch gut für ihn gestimmte junge Boismann erwiderte seinen Gruss nur kalt und steif. Endlich kam der Burgherr in voller Waidmannstracht, mit Büchse und Speer bewaffnet, vom Fürsten Onsky begleitet, aus dem Hauptthurm, bat die versammelten Herren den Morgentrunk anzunehmen, welchen seine Muthgeberinnen umherreichten, und Alle stiegen zu Pferde. Nachdem man über die Zugbrücke in's Freie und zu dem nahen Walde gelangt war, schwenkte ein Theil der Jäger in der Richtung auf Kremon ab, und man sah an den von Strecke zu Strecke zurückbleibenden Posten, dass es im Plan lag, ein weites Halbrund bis zu gedachtem Schloss zu bilden. Der andere Theil der Gesellschaft mit dem Burgherrn und Büring, den Ersterer nicht von seiner Seite liess, ritt in das Thal hinab und vertheilte sich längs der Aa. Wenn man einen Bauern antraf, wies man denselben schleunigst über den

Jagdcordon hinaus. Auf den Thalrändern des andern Ufers sah man Haufen von Letten neugierig auf die ungewöhnliche Jagd blicken, bei der man ihre sonst oft über alles Maass gesteigerten Dienste nicht in Anspruch nahm. Der alte Kubbe, den Wolfshund Nero an einer Leine mit sich führend, hielt mit dem russischen Fürsten, Buring und dem Kastellan bei der Fähre still, mittels deren man über die Aa nach Segewold gelangte. Er gab ein Signal mit dem Hüfthorn, welches von allen Seiten, aus dem Thal und von den Bergen her, wiederholt ward, zuletzt aus weiter Entfernung. Der Kreis der Jäger verengerte sich allmählig, ebenso der der suchenden Hunde, denen Nero beigeesellt ward. Nach einer Stunde etwa fand sich die ganze Jagdgesellschaft an der Gutmannshöhle zusammen in etwas unbehaglicher Stimmung, da „der alte Fuchs“ sich nirgends hätte sehen lassen. Buring athmete leichter auf, als der Ritter von Treiden vorschlug, sich durch ein von der Burg zur kühlen Grotte herbeizuschaffendes Frühstück für die fehlgeschlagene Jagd zu entschädigen. Da machte der Kastellan auf den unruhig am Boden umherschnuppernden Nero aufmerksam. Der Hund lief zur Grotte hinaus, sprang bellend vor ihr umher und strebte endlich in das bergauf sich hinziehende Gesträuch einzudringen. Man öffnete ihm einen Weg, was um so leichter war, als sich auswies, dass nur durch künstlich verschränkte Zweige des Gebüsches ein Pfad in die Höhe versteckt wurde. Nach einigen Schritten bergauf, Nero laut bellend vorauf, entdeckte man eine zweite kleinere über der Hauptgrotte gelegene Höhle, in der zwar Spuren von Pasteln, dem Fusswerk des Landvolks, und einige Speisereste sich vorfanden, die aber sonst leer war. Neue Enttäuschung auf den Gesichtern, bis der Hund plötzlich wieder zur Höhle hinaussprang und abermals in das Gestrüpp bergauf vorzudringen sich bemühte. Wieder entdeckte man einen versteckten Pfad. Man liess die verschränkten Zweige auseinander fahren, einige kleine Schlangen verloren sich zischend in das Dickicht und man gelangte an den Eingang einer dritten Grotte, in die der Hund freudig bellend hineinsprang. Gleich darauf trat aus derselben die lange Gestalt Kleinhedwig's hervor, im grauen Kittel des Landmannes und in kampfbereiter Stellung, eine mächtige Keule schwingend. Alle Flintenläufe richteten sich auf den riesigen Mann, doch der treidensche Herr rief: „Thut ihm nichts! Ich muss ihn lebend haben.“ Kleinhedwig, dessen Haltung anfangs deutlich aussprach, dass er zur äussersten Gegenwehr bereit sei und lieber den Tod wählen würde, als sich den in Aussicht stehenden grausamen

Martern zu überantworten, — liess plötzlich zu Aller unbegrenztem Erstaunen seine Keule sinken und ergab sich, indem er den in Freudebezeugungen fortfahrenden Hund streichelte und ihm „unschuldiger Verräther“ zuflüsterte. Dieser rasche Wechsel in seinen Entschlüssen war durch das Zeichen mit einem weissen Tuch veranlasst worden, welches der russische Fürst ihm gab hinter dem Rücken der übrigen Jagdgenossen, deren Augen sämmtlich auf dem rebellischen Bauer hafteten. Frohlockend führte die Herrenschaar ihren Gefangenen nach Treiden.

Im grossen Saale des Schlosses waren bereits alle Anstalten zu einem feierlichen Gericht getroffen worden. An der Hauptwand unter dem grossen Familienwappen harrte ein mächtiger Lehnstuhl des Burgherrn, neben dem zu beiden Seiten ein Halbkreis von Stühlen gebildet war, hinter welchen einige Sessel für weibliche Zuhörer standen. Einige Stallknechte bildeten mit gekreuzten Hellebarden eine Schranke, an der sich neugierige Burgbewohner und Landleute in grosser Menge sammelten. Die hohen Fenster waren, um das grelle Sonnenlicht zu dämpfen, mit rothen Gardinen verhängt, so dass eine Art von blutigem Licht sich auf den Ort der Handlung und die Gesichter der Anwesenden ergoss. Zwei Edelknaben öffneten die Flügelthür und der Burgherr im Galakleid trat mit seinen Gästen und Angehörigen in den Saal. Alle nahmen Platz, die Frauen hinter dem Halbkreise der Männer. Tiefes Schweigen herrschte, und auf aller Mienen malten sich deutlich verschiedene Affecte. Des alten Kubbe Antlitz, röther noch als gewöhnlich, zeugte von unterdrückter Wuth, in die sich die Wonne bald gestillter Rache mischte. Einige unheimliche Seitenblicke fielen aus seinen stechenden Augen auf Buring, der seine ganze Geisteskraft aufbot, um dem kommenden über sein Geschick entscheidenden Auftritt gewachsen zu sein. Ein Blick auf Elisabeth zeigte ihm, dass sie auffallend bleich war und ebenso wie die Tante von Zeit zu Zeit verstohlen mit dem Taschentuch zum Auge fuhr, während die Edelfrau Boismann steif und streng wie ein Steinbild dasass. Ihr Sohn mochte der Unbefangenste in der ganzen Gesellschaft sein, denn auch die Ordensbrüder waren tief erregt und glühten vor Triumph, einen so gefährlichen Aufrührer gegen die bestehende Herrschaft in diesen Landen in ihrer Gewalt zu haben. Selbst Fürst Onsky hatte seine gewöhnliche Impassibilität verloren. Er sass mit verschränkten Armen bewegungslos da, aber seine lebhaft umherrollenden geschlitzten Augen, die sich öfter mit denen des hinter

dem Stuhl des Burgherrn stehenden, hämisch lächelnden Kastellans begegneten, zeugten von seiner innern Erregung. Der alte Kubbe befahl, den Räuberhauptmann, wie er Kleinhedwig nannte, in den Saal zu bringen. Dieser, von Henkers- und Marterknechten umgeben, trat festen Schrittes herein. Sein Erscheinen verursachte grosse Aufregung unter den anwesenden niedern Leuten, deren Weiber zu schluchzen begannen. „Wird das Gesindel sich ruhig verhalten, donnerte der alte Kubbe, oder soll ich die Stallknechte mit Peitschen drein schlagen lassen.“ „Ruhig, Pastelträger und Freunde,“ vernahm man die tiefe Stimme des Gefangenen, „bald kommt Perkuhn's Tag und seine Unwetter werden mich und meine Sache schützen.“ „Frecher Spitzbube,“ schalt der Burgherr, „sprich nicht eher, als bis Dein Richter Dich fragt.“ „Jetzt muss ich leiden, weil meine Feinde mich richten!“ war die Antwort. „Stille!“ herrschte Kubbe. „Geehrte Freunde,“ fuhr er fort, sich an seine Gäste wendend, „die ruchlosen Thaten dieses Empörers wider göttliche und menschliche Rechte sind allbekannt. Da es nun durch die Gnade des Himmels und demnächst durch die guten Rathschläge meines Narren gelungen ist, den Frevler zu fangen, ohne dass seine Freunde ihn warnen oder ihm zu einer neuen Flucht behülflich sein konnten (hier fiel ein böser Blick auf Büring), so will ich als Grund- und Gerichtsherr dieser Gegend sofort mein Urtheil sprechen. Vor-erst will ich diese lange Gestalt noch etwas länger machen. Dem-nach sollt ihr, Marterknechte, den Verbrecher bei den Armen auf-hängen und ihm dann während zweier Stunden so viel Gewichte an seine Füsse hängen, als er verträgt, ohne zu zerreißen.“ „Pfui, Vater,“ schrie Elisabeth aufgebracht, „straft aber martert nicht.“ Indem der verdutzte Kubbe sich nach dem verzogenen Kinde, das sich in seine Justiz mischte, umsah, erhob sich der tückische Tatar und ergriff das Wort. „Edler Herr, ich habe Euch einen Vorschlag zu machen. Ich will Euch sofort 5000 Goldgulden zahlen, wenn Ihr mir den Menschen da verkauft. Bei meiner Rückkehr soll er meine Gabe an den grossmächtigen Zar sein, der grosse Leute gern in seiner Strelitzengarde sieht. Gebt mir ihn für die genannte Summe, ich breche noch heute mit ihm gen Moskau auf und will zeitlebens ein dankbarer Schuldner livländischer Gastfreundschaft sein.“ „Gebt ihm den Kerl, raunte der Excaplan dem von der Grösse der gebotenen Summe wie betäubten Kubbe zu, wie viele Weinfässer kauft man für das ungeheure Geld, und zugleich gewinnt Ihr, wenn die Zeiten sich ändern und die Moskowiter wieder

in's Land brechen, einen mächtigen Beschützer.“ Da erhob sich Boismann, dem seine Mutter etwas zugeflüstert hatte, und sprach: „Edler Burgherr, verkauft nicht Eure gerechte Rache und übt Recht. Welch ein gefährliches Beispiel wäre es, wenn ein frecher Räuber, der sich gegen unsere Gewalt aufgelehnt, ungeschoren davonkäme und uns noch obendrein auslachen könnte?“ „Ja,“ schrie der alte Kubbe, „wieder in Zorn gerathend, „ich behalte ihn. Knechte, thut wie ich befohlen.“ „Halt!“ rief Buring aufspringend gebieterisch den Henkersknechten zu, die sich anschickten, Kleinhedwig wegzuführen, und alle die Klugheit wegwerfend, die er bis dahin in sein Betragen gelegt, um sich nicht des Burgherrn Ungunst zuzuziehen, sprach der junge Mann inmitten allgemeinen, lautlosen Erstaunens über seine Keckheit und unter dem unverhohlenen Beifall Elisabeth's: „Edler Burgherr, in Eurem eigenen Interesse mache ich Euch darauf aufmerksam, dass zu Wenden ein mächtiger Greis thront, der Fürst Protector Plettenberg, welcher selbst an Hochstehenden ungerechte Justiz oft streng bestraft hat. Folter darf nur gegen leugnende Verbrecher angewendet werden, eine Strafe aber, wie Ihr sie ausspricht, kennt unser Gesetz nicht.“ „Vortrefflich, lieber Buring,“ jubelte Elisabeth, „da hört ihr's, Vater. Setzt Euch in keine Ungelegenheiten mit dem alten Protector. Verkauft Kleinhedwig an den Fürsten.“ „Thut es, thut es,“ raunte der Kastellan dem wieder aus dem Sattel geworfenen Burgherrn zu, der junge Mann ist sonst im Stande, sofort nach Wenden zu reiten. Gleich wird sich eine Gelegenheit bieten, Euch an ihm zu rächen.“ „Mit Euch, Anwalt des Bauernpöbels, nachher,“ sprach Kubbe. „Fürst Onsky, Euer Anerbieten ist genehmigt, zahlt das Geld und der Kerl ist Euer. Nur bringt ihn noch heute fort. Wollt Ihr mir das versprechen, so gebe ich Euch seine Herzliebste, die kleine Zofe Gertrud, mit in den Kauf. Dies zur Strafe für meine vorwitzige Tochter, die mitredet, wo sie schweigen sollte.“ Elisabeth war einen Augenblick schmerzlich bewegt durch den Gedanken an die Trennung von einem ihr so vertrauten Wesen, fasste sich aber bald und umarmte ihren Vater, um ihn sich zu versöhnen, was bei seinem leicht umstimmbaren Gemüth rasch gelang. Kleinhedwig ward hinausgeführt, Volk und Hellebardiere entfernten sich, auch die Gäste wollten ein Gleiches thun. Da aber hielt sie Kubbe, stets unter der Gewalt der Einflüsterungen des Kastellans, im Saal zurück und erklärte, ihnen noch etwas entdecken zu müssen. „Was sagt Ihr, edle Herren und deutsche Männer, dazu, wenn ich Euch mittheile, dass wir unter

uns einen Verräther, einen Deutschen zählen, der es mit Kleinhedwig und dessen Spiessgesellen hält?“ Weniger Erstaunen als Spannung auf den weitem Verlauf der Scene las man auf den Gesichtern der Anwesenden, deren Augen auf Büring hafteten. „Hier steht ein junger Mann aus Riga, ein Patriziersohn, der sich aber leider so viel in der Fremde herumgetrieben, dass er gute patriotische Gesinnung dabei eingebüsst hat. Bleibe im Lande und nähre Dich redlich, ist ein alter, vortrefflicher Spruch. Ist es nicht eine Schande, mein Vertrauen, das ihm die Herführung des Gefangenen von Segewold übertrug, damit zu lohnen, dass er demselben unterwegs zur Flucht verhalf und dann meine Leute auf falscher Spur irreführte?“ „Pfui! Pfui!“ schallte es durch den Saal. „Nehmt den Landesverräther fest und führt ihn zum Gericht nach Wenden vor den Protector!“ schrie der Comthur von Segewold und stiess mit seinem Schwert auf den steinernen Boden. Büring, der den ganzen Tag in nicht geringer Besorgniss wegen des heranziehenden Unwetters gewesen war, fühlte sich jetzt in der Stunde der Entscheidung voll wunderbarer Ruhe und Geistesklarheit. „Mit nichten, wendete er sich an den wüthenden Comthur, „werdet Ihr es wagen, so mit einem freien deutschen Mann, der nichts verbrochen hat, umzugehen. Hört mich an, Ritter Kubbe, Ihr sollt die Beweggründe erfahren, die mich angetrieben, so zu handeln, wie ich gethan. Als ich in Segewold angelangt war, trat ich keineswegs in Euern Dienst, sondern ich bat nur um die Erlaubniss, bei Eurem rühmlichst bekannten Gutsverwalter die Landwirthschaft lernen zu dürfen. Ihr habt mir ohne Weiteres sofort unter der Form der Gefälligkeit eine Dienstleistung zugemuthet, der sich ein freier Mann nicht gern unterzieht. Um Euch eine niedrige Rachehandlung zu ersparen, für die Euch der Zorn des regierenden Herrn schwer getroffen hätte, bekämpfte ich den innern Unwillen über das mir zugemuthete Amt und übernahm es, den Gefangenen herzugeleiten. Was Ihr von Begünstigung der Flucht anführt, ist zwar nur Vermuthung des Kastellans und ermangelt jeglichen Beweises, ich will aber gern zugeben, dass ich Kleinhedwig's Bande zerschnitten, und zwar nicht blos um Euretwillen selbst, wie ich schon angeführt, sondern auch weil der Mann mich interessirte — aus Menschenliebe.“ „Oh! Oh!“ tönte es höhrend durch den Saal, nur die Frauen, der Fürst und Heinrich Boismann schwiegen. Büring zuckte stolz die Achseln und fuhr fort: „Was endlich mein Umhertreiben in der Fremde betrifft, wie Ihr meine Seefahrten zu nennen beliebt, so erinnert Euch, woher dieses

Landes Herren gekommen und ob hier überhaupt von deutschem Regiment die Rede sein könnte, wenn das Sprüchlein vom im Lande Bleiben bei unsern Vorfahren viel Geltung gehabt hätte.“ „Soll ich Euch, Gevatter Ritter, auseinandersetzen, was Menschenliebe ist?“ rief der Kastellan, „man sieht eine Kammerzofe jammern, man erbarmt sich ihres Leides, hilft ihrem Liebsten zur Flucht und erwirbt sich auf diese Weise eine Verbündete beim Sturm auf das Herz ihrer Gebieterin.“ Kubbe wurde blutroth vor Aerger, alle Adern seines Gesichts schwellen an, er war unfähig, ein Wort hervorzubringen. Boismann sprang empört auf und wendete sich zum Burgherrn: „jagt den gemeinen Hund hinaus, der uns hier die Giftpflanzen anzubieten wagt, welche auf dem Grunde seiner schändlichen Gesinnungslosigkeit emporwachsen!“ Kubbe, dessen durch das lange wüste Leben geschwächter Geist stets des Letztredenden willenslose Beute war, wies dem Exkaplan die Thür, durch die dieser sich rasch davonschlich. Hierauf jedoch sich zu Büring wendend, sprach er: „Die Unbill, die Euch in meinem Hause widerfuhr, habe ich sofort bestraft, wie Ihr gesehen. Ich glaube aber, dass bei Euern absonderlichen ausländischen Ideen es am besten sein wird, wenn Ihr diese Burg so bald als möglich verlasst.“ „Das soll geschehen,“ entgegnete Büring, zuvor jedoch möchte ich ein Wort mit Euch und Eurer Familie allein reden.“ Die Herren vom Orden erhoben sich und verfügten sich in den Speisesaal, wo der Vortrunk zum Mittagsmahl bereit stand. Die beiden Boismann, Mutter und Sohn, blieben auf des Ritters Bitte im Saal und Fürst Onsky bat um Erlaubniss, vor dem was der junge Rigaer vorzubringen hätte, selbst noch etwas zu sagen. Niemand war es unerwartet, als er nun in aller Form um des Fräuleins Hand nachsuchte. Er warf seine hohe Geburt, seinen Reichthum, seine Stellung am Zarenhof in die Wagschaale, spielte geschickt auf die Abstammung der Kubbe's von den alten Livenfürsten an, und wie es nicht ausser dem Bereich der Möglichkeit liege, dass die Familie mittels russischer Hülfe mit der Zeit wieder eine gebietende Stellung im Lande der Väter einnähme. Der alte Kubbe sass wie von einer glänzenden Luftspiegelung geblendet und betäubt da, doch ehe er noch etwas erwidern konnte, hatte der junge Boismann zornglühend das Wort ergriffen. „Nie wird mein edler Verwandter auf landesverrätherische Anschläge eingehen. Ich kenne ihn gut genug, um mit Bestimmtheit zu behaupten, dass er lieber ein freier livländischer Edelmann bleibt, als zu des Vaterlandes Verderben die Hand bietet, harre seiner dafür auch der

glänzendste Lohn. Zwar kann ich weder Hofgunst, noch bedeutenden Reichthum für mich anführen, dennoch stelle ich mich als Bewerber um der schönen Elisabeth Hand mit dem Fürsten in die Schranken. Sie kennt mich von Jugend auf, sie besitzt meiner Mutter ganze Liebe (die würdige Frau nickte unmerklich mit dem stolzen Haupt), sie zieht sicher ein weniger glänzendes Leben in der Heimat dem übrigens sehr fraglichen Glück am moskauschen Hof vor, wo die Frauen doch nicht wie bei uns geachtet werden.“ Nachdem Boismann geendet, trat Büring vor und sprach, während Elisabeth ihr Haupt an der guten Tante Brust verbarg: „Edler Ritter von Treiden, das Streben nach des herrlichen Fräuleins Herz und Hand füllt seit dem ersten Augenblick, wo ich sie erblickte, mein ganzes Sinnen und Trachten aus. Auf meinen Seezügen habe ich mir genug eigenes Vermögen erworben und es in meines Vaters Handelshaus sichergestellt, um mir hier oder im Auslande ein Landgut kaufen zu können. Von meinem Charakter sage ich nichts; ich glaube, er kann mit seinen guten und fehlerhaften Seiten leicht erkannt werden. Solltet Ihr aber an mir tadeln, dass ich nicht eine gewisse Stellung im Leben einnehme, so hoffe ich eine solche in nicht gar zu langer Zeit durch die mir noch ganz kürzlich auf's Neue zugesicherte Gunst des Grossadministrators von Littauen zu erlangen.“ Der alte Kubbe wusste wieder nicht was er sagen sollte; seine Augen irrten zwischen dem russischen Fürsten und Boismann ungewiss hin und her und dem letzten Redner warf er einen grimigen Blick zu, denn die ihm durch diesen entwundene Rache an Kleinhedwig konnte er nicht verschmerzen. Da ergriff die Tante das Wort: „Theure Elisabeth, Deines Lebens entscheidende Stunde ist eingetreten und ich denke, Dein guter Vater will Deiner eigenen freien Bestimmung über Deine Zukunft nicht vorgreifen, sondern Dir dieselbe selbst zu wählen überlassen.“ Vergnügt zustimmend nickte der alte Kubbe mit dem Kopf, war er doch somit alles eigenen Erwägens überhoben und vergab seiner Würde dennoch nichts. „Nur,“ fuhr die Tante zur Nichte fort, „erlaube mir, die so lange Mutterstelle bei Dir vertreten, ein wohlgemeintes Wort über die ehrenvollen Anträge, die Dir soeben geworden sind. Wähle nicht nach äussern Umständen, die ohnehin in verschiedener Weise bei allen drei Bewerbern um Deine Hand sich so ziemlich die Waage halten, prüfe Dein Herz und bitte lieber um einige Jahre Bedenkzeit, — Du bist ja noch so jung, — als dass Du Dich sogleich entscheidest, wenn Du noch ungewiss bist, wem der Vorzug

zu ertheilen wäre. Sollte aber Dein Herz bereits gewählt haben, so folge unbedingt seiner Stimme und kehre Dich an keine Aeusserlichkeiten, die Familienstolz und Hoffahrt oft als sehr erheblich darstellen, während doch in ihnen keine Wurzel des Lebensglücks, besonders für ein so tüchtiges Gemüth wie Deines, gefunden werden kann.“ Ersichtlich neigte die Tante auf Büring's Seite, von dem sie für ihre theure Nichte und für sich selbst ein Verpflanzen aus dem wüsten livländischen Leben in eine gesündere Atmosphäre hoffte. „Ja, Vogel,“ rief der alte Ritter, „ich gebe Dir Vollmacht, selbst eine Entscheidung zu treffen, doch vergiss nicht, welcher Familie Du anzugehören die Ehre hast.“ Elisabeth hob ihr lilienbleiches Antlitz zu den Freiern empor, die ihres Ausspruchs harrend dastanden, und ihre dunkelblauen Augen streiften am Fürsten und Boismann vorbei zu Büring hinüber. Thränen rannen über des jungen Mädchens Wangen, als sie letzterem zurief: „Ach, Büring, theurer Büring, warum, warum bist Du kein echter Edelmann? Nie kann die Tochter der Nordsterne sich mit einem nicht Ebenbürtigen vermählen. Beide würden wir unglücklich werden, folgte ich nur der Stimme meines Herzens, denn immer wieder würde das alte Kubbe'sche Blut sich in mir empören, wäre ich Euer Weib. Ich kann nicht, das Herz blutet mir, aber ich kann und darf nicht. Alle meine Vorfahren umschweben mich und halten mich ab, dass ich Euch nicht zufliege. Bleibt aber dennoch mein Freund, ich bitte es im aufrichtigsten Ernst, seht es nicht als leere Redensarten an und missachtet mich nicht um deswillen, was Ihr vielleicht Standeshochmuth nennt und was ich wirklich nicht bezwingen kann.“ Die Edelfrau Boismann wendete tief verletzt und erzürnt ihr Haupt ab, während der alte Kubbe jubelte. „Brav, Vogel, echtes Blut lässt nicht von der Art. Komm, küsse mich!“ Büring, blass aber gefasst, verbeugte sich tief vor Elisabeth und sprach: „Dank für Eure unumwundene Sprache, edles Fräulein, und seid gewiss, dass ich Euch mein Lebelang treu ergeben bleiben und, sollten Verhältnisse eintreten, wo ich Euch dienen kann, durch die That bewähren werde, ob es möglich, Eurer je zu vergessen. Ich gehe nach Wilna an des Grossadministrators Chodkiewicz Hof, wo ich nicht unterlassen werde, soweit meine Kräfte es erlauben, für meines Vaterlandes Wohl und Sicherheit nützlich zu sein.“ Er verneigte sich kurz vor den Anwesenden und verliess das Gemach. „Nie habe ich Anderes von dem hochdenkenden Sinn des Fräuleins erwartet,“ sagte Fürst Onsky nach einer kurzen Pause allgemeinen Schweigens,

Baltische Monatsschrift, N. Folge, Bd. II, Heft 11 u. 12. 35

„und ich schmeichle mir mit der Hoffnung, dass sie, die so kraftvoll des Herzens oft verrätherischer, irreleitender Strömung zu widerstehen vermocht, ihr Auge vielleicht schon bald in die wahre Richtung, auf des Lebens Höhen, hinlenken wird.“ „Ihr irrt, erlauchter Fürst,“ erwiderte Elisabeth, „und auch Euch darf ich nicht in Ungewissheit lassen. Ich werde weder mein Vaterland verlassen, noch je einem Manne fremden Stammes die Hand reichen, trüge er auch eine Fürstenkrone! Vergesst ein unbedeutendes livländisches Landfräulein und sucht Euch eine Eurer würdigere Gefährtin unter den ebenbürtigen fürstlichen Geschlechtern Moskau's aus.“ „Dank für den Rath!“ rief der Fürst, den seine bisher bewahrte Fassung plötzlich verliess, und auf dessen Gesicht eine Veränderung vor sich ging, als fiel eine glatte Maske ab, um von Leidenschaft durchwühlte Züge zu zeigen. „Wir sehen uns wieder und dann . . .“ „Keine Drohungen in meiner Burg!“ zürnte der alte Kubbe. Der Tatar mass ihn mit verachtungsvollem Blick, drehte sich auf den Fersen um und verschwand. „Edle Muhme,“ hub Boismann an, „schickt Ihr mich auch zur Thür hinaus, wie meine beiden Nebenbuhler, oder glaubt Ihr es mit mir wagen zu können. Eure Zu-neigung, die der Seeheld auf falsche Wege geleitet, wird es mir hoffentlich nach einiger Zeit gelingen zu erwerben und . . .“ „Genug, mein guter Vetter,“ sagte die von der heftigen Gemüths-bewegung tiefergriffene Elisabeth, der der Gram um Büring's Scheiden mit unvermutheter Stärke am Herzen nagte. „Gebt mir einige Jahre Frist, habt Nachsicht mit mir, und ich will Eure treue Ehegattin werden.“ Hier sank das sonst so kräftige Mädchen ohnmächtig in die Arme der Tante, während Hufschläge sich aus dem Hof entfernten.

##### 5. Wenden's Fall.

Jahre waren vergangen, Livland's verkörperter Schutzgeist, der greise Plettenberg, war in der wendenschen Stadtkirche während des Gottesdienstes unter den langgezogenen Accorden der Orgel sanft entschlummert, Verwirrung und Zwietracht überzogen das Land. Der ehrgeizige Fürst Magnus von Holstein hatte sich neben dem neuen Ordensmeister zu einer Art von König über Livland, Oesel und Kurland emporgeschwindelt, unter Beistimmung des Zaren Iwan, den er zwar als seinen Oberherrn anzuerkennen versprochen hatte,

dennoch aber die Burgen und das flache Land für sich selbst in Besitz nahm, sich huldigen liess und seine Residenz in Wenden aufschlug. Der Herrmeister, ohne gerade dem neuen König sich zu unterwerfen oder mit ihm in feindliche Berührung zu treten, hatte sich nach Fellin zurückgezogen und sah machtlos und unthätig seufzend dem Lauf der Dinge zu. Nur die mächtige Stadt Riga erhielt sich ganz unabhängig und brach die letzte der ihr vom Orden angelegten Fesseln, indem sie um des Herrmeisters Befehle sich so wenig kümmerte, wie um die des Königs Magnus. Ihr drohte ein Ueberfall der Moskowiten, die unter des Zaren Anführung heranrückten, um die widerspenstige Stadt ebenso zu unterwerfen, wie solches ihrer Meinung nach mit dem übrigen Lande durch König Magnus für ihre Rechnung geschehen war.

Ungeachtet der gewitterschwangeren Wolken, die den politischen Horizont umdüsterten, war an einem schönen klaren Septembermorgen ein reges, heiteres Treiben in den Gassen der kleinen Stadt Wenden. Adlige Familien mit grossem Gefolge von Dienerschaft zogen zu Pferde in glänzendem Aufzug bald durch das ronneburger, bald durch das arrascher Thor in die Stadt, so dass die liebe Jugend nicht wusste, wie sie es anstellen sollte, um von all' dem Schönen nichts sich entgehen zu lassen und meist im Rennen von dem einen Ende der Stadt zum andern begriffen war. Trompetenstösse der Stadthürmer kündigten die Ankunft neuer Gäste an, sämmtlich schon vor einem Vierteljahr zu dem heutigen Fest eingeladen. Würdevoll im Schritt kam eine adlige Sippe nach der andern, unter Vortragung ihrer Familienbanner, über die niedergelassenen Zugbrücken herein. Auf dem Marktplatz, dessen Häuser an allen Thüren und Fenstern schaulustige Bürger mit ihren Frauen und Kindern zeigten, während die Krämer und Lehrlinge vor ihren Läden gafften, wurde jede einzelne Familie von einem Marschall, in dessen weisse Armbinde die sieben Nordsterne gestickt waren, empfangen und in das für sie bestimmte, bei einem der Bürger gemiethete Quartier geführt. Endlich waren die letzten der erwarteten Gäste erschienen und der Markt wurde leer. Doch schon nach einer Stunde war der gesammte männliche Adel in reicher Tracht, mit seltenen Federn und schweren Goldketten geschmückt, wieder zu Ross daselbst versammelt, und die Frauen und Töchter der Bürger konnten nicht genug die kräftigen Gestalten bewundern, die auf den herrlichen Thieren, welche oft bis zu neun Last Roggen gekostet, sich auf dem Platz herumtummelten. Von dort zogen die Herren

unter Anführung des königlichen Hofmarschalls zum ronneburger Thor hinaus und hörten auf freiem Felde seine Ansprache an, welche dahin lautete, ja allen in Thätlichkeit ausartenden Streit zu unterlassen, besonders jetzt, wo des Königs Dienst und das Vaterland bald ihre Kräfte nützlicher in Anspruch nehmen könnten. In so drohenden Zeitläufen würde der König es als schimpflich rügen müssen, wenn jemand durch einen Hader beim Bier und seine blutigen Folgen sich gerade dann in Unthätigkeit versetze, wenn der Monarch des ritterlichen Armes seiner Lehnmänner mehr denn je bedürfe. Seine Majestät sei auch so fest davon überzeugt, dass sämtliche edle Herren ihren Muth für eine bessere Gelegenheit aufsparen würden, dass dieses mal gar keine Barbieren zum Feste beschieden seien. Der neue, ungewohnte Ton von Majestät, Monarch, König erregte bei den erst jüngst zu Unterthanen Gewordenen einiges Aufsehen, und auch an halblautem Spott fehlte es nicht, den zu überhören der Hofmarschall für gut fand. Der stattliche Zug begab sich unter dem Schall der Musik und dem Abfeuern der Gewehre und Pistolen wieder zur Stadt zurück und ritt durch dieselbe zum Schloss. Man stieg vom Pferde und begab sich in den grossen Rittersaal, in dessen Nischen die Standbilder aller livländischen Herrmeister, eine lange, gepanzerte Reihe, aufgestellt waren. In Gruppen vertheilt harrete man auf des Königs Erscheinen und unterhielt sich sowohl über die zu erwartenden kriegerischen Ereignisse, als über die Hochzeit, zu deren Feier man sich eingefunden hatte. Unter den Anwesenden bemerkten wir den alten, nun fast blutroth im Gesicht gewordenen Kubbe von Treiden und seinen künftigen Eidam, den hohen, stattlichen Ritter Boismann. Elisabeth war nach jener im letzten Capitel geschilderten Scene in eine schwere, langandauernde Krankheit gefallen, von der mühsam genesen sie noch einige Zeit gebraucht, um zu einem ruhigen Gleichgewicht in ihrer Gemüthsverfassung zu gelangen. Doch wollte es ihr nicht gelingen, die innere Stimme ganz zu übertäuben, die ihr zurief, dass sie durch hoffärtigen Adelsstolz sich selbst um ihr Lebensglück betrogen habe. Denn so sehr sie auch die trefflichen, edlen Eigenschaften Heinrich Boismann's anerkannte, nie — das fühlte sie tief — würde sie mit dem in der rohen, wüsten Sitte der Zeit und ihrer Unbildung aufgewachsenen Vetter in den geistigen Einklang treten, der ihrem Zusammensein mit Buring stets die beseligende Befriedigung verliehen hatte. Ihrer Tante stille Wehmuth über die ver eitelte Hoffnung, ihren Liebling an der Hand eines tüchtigen Mannes

dem livländischen Verderbniss entgehen zu sehen und mit ihm in andere Länder zu flüchten, wo die aufgehende Saat der reinen Lehre heilsam auf die Sitte wirkte, erschien Elisabeth wie ein geheimer Vorwurf. Indessen, die gute Tante starb bald, Geschehenes war nicht zu ändern, und nunmehr sich sehr vereinsamt fühlend wendete das Fräulein alle Kraft ihres starken Gemüthes dem Gedanken zu, durch eine Heirath mit Boismann ihr Schicksal sicher zu stellen und dem unwürdigen Treiben auf Treiden, wo ihres Vaters zunehmende Schwäche liederlichen Leuten immer grösseren Spielraum gewährte, zu entgehen. Sie setzte dem erneuerten Andringen des jungen Ritters keine weitere Zögerung entgegen und so ward denn der Tag der Hochzeit festgesetzt, die auf Wunsch des Königs Magnus, dem daran lag, sich eine der ältesten und weitverzweigtesten Familien des Landes zu verbinden, und auf seine Kosten in Wenden stattfinden sollte. Der heutige Tag war zur Vorfeier bestimmt und sollte durch ein grosses Bankett am Hofe begangen werden.

Nachdem die im Rittersaal versammelten Herren einige Zeit geharrt, erschien der Hofmarschall und ordnete die über das neue Ceremoniel nicht wenig verwunderten Edelleute in Reihen. Zwei Kammerherren stürzten in den Saal und rissen die Flügelthür auf, durch welche in phantastisch reichem Anzug die kleine runde Gestalt des Königs Magnus hereinschwankte. Blonde Locken fielen in Fülle auf seine rothen gepolsterten Wangen, und zwei grosse wasserblaue Augen schauten wie in beständiger Verwunderung um sich, während ein listiges Lächeln um den breiten Mund das Einzige im ganzen Gesicht war, was von einiger Intelligenz zeugte. Der Hofmarschall rief: „Vivat Seine Majestät!“ einige Stimmen folgten seinem Beispiel, es fand aber keinen rechten Widerhall. Der König, beweglich und freundlich, ging die Reihen entlang, wußte jedem etwas Angenehmes zu sagen und zeigte sich sehr bewandert in der Geschichte der einzelnen Familien und der Grossthaten, die irgend einmal ein Vorfahre derselben vollführt hatte. Mit diesem wohlfeilen Kleingeld fürstlicher Gunst erkaufte er sich rasch die Herzen der Anwesenden und Wohlbehagen leuchtete auf Aller Mienen. Seine Majestät theilte unter Anderem mit, dass sein mächtiger Bundesgenosse, der Zar von Russland, in's Land eingerückt sei, um die noch ungebändigte Handelsstadt Riga seinem königlichen Scepter zu unterwerfen, sowie, dass er zwei Herren seines Hofes zu des Zaren Begrüssung abgesendet habe. Weislich verschwieg er den

geheimen Zweck dieser Botschaft, den nämlich, des Zaren Zorn zu beschwichtigen, der dem neuen König nur in der Hoffnung seine Gunst schenkte, in ihm einen gehorsamen Vasallen zu finden, und nunmehr erfahren hatte, dass derselbe verrätherischer Weise seiner eigenen Person allein hatte huldigen und die Burgen und Schlösser für sich selbst besetzen lassen. Um zwei Uhr Nachmittags ging man zum Bankett, Kubbe und Boismann mussten neben Magnus Platz nehmen, der sie mit Artigkeiten überschüttete und den Erstern ganz für sich einzunehmen wusste, indem er ihm, als dem Nachkommen eines alten einheimischen Fürstengeschlechts, grosse Hofwürden in Aussicht stellte. Das starke Bier aus den königlichen Braukesseln, die wie die meisten ihrer Collegen auf den Edelhöfen nie vom Feuer kamen und gegen 30 Last Malz im Jahr zu ihrer Fütterung brauchten, fand allgemeinen Beifall und starken Zuspruch. Der König selbst jedoch, des livländischen Zechens ungewohnt, verliess bald das Bankett, welches nun in das gewöhnliche wüste Gelage ausartete, doch dies mal ohne viel Blutvergiessen, da die aufmerksamen Hofleute sich meist zur rechten Zeit vermittelnd in entstehende Streitigkeiten mischten.

Der nächste Tag war der Hochzeitstag. Die Bürger Wenden's standen wieder feiernd vor ihren offenen Läden, bereit, die vornehmen Herren und Damen anzugaffen. Man hatte einen Wochentag zur Feier gewählt, dieselbe schon dadurch als eine adlige kennzeichnend, denn im Bürgerstande galt es für eine Schande, eine Hochzeit, an einem andern Tage als an einem Sonntage vorzunehmen. Der König, der gesammte Hof und Adel nebst allen Damen und Fräulein, zogen unter dem Schall der Pauken und Trompeten zwischen zwei Reihen von Fackelträgern in feierlicher Procession vom Schloss zur Stadtkirche. Inmitten des Zuges befand sich vom blühenden Kreis ihrer jungen Muhmen umgeben das Fräulein von Treiden im bräutlichen weissen Schleier, über dem ein Kranz von Myrthen und Orangenblüthen prangte, eine Gabe des Königs und damals etwas höchst Seltenes und Kostbares. Etwas höher war Elisabeth geworden, etwas ernster und etwas blasser seit den Jahren, wo wir sie zuerst kennen lernten. Ihre tiefblauen Augen hatten einen sinnenden Ausdruck erhalten, ihr Köpfchen neigte sich etwas zur Seite und um ihre Lippen spielte ein mattes Lächeln, wenn sie den Bemerkungen lauschte, die der glücklich und stolz neben ihr herschreitende Bräutigam ihr zuflüsterte. Sie machte mit ihrem schlanken, sprungkräftigen Gliederbau den Eindruck eines Rehs,

welches zwar gezähmt ist, doch noch nicht völlig die Erinnerung an die alte Freiheit verwinden kann. So fest sie auch an ihrem Vorsatz hielt, alle Gedanken, wie ihr Geschick sich hätte gestalten können, aus ihrem Geist zu verbannen, und so oft sie sich auch wiederholte, dass sie unter dem gesammten jungen Adel des Landes einen der Trefflichsten an Gesinnung und Abkunft zum Lebensgefährten erhalte, die trübe Wolke blieb am Horizont hängen. Es ging ihr wie jemandem, der des Südens Zauber kennen lernt, und der sich in Zukunft mit der kärglichen Natur seiner Heimat zufrieden geben soll. Nach der Sitte der Zeit war Elisabeth's weisser Atlasanzug so sehr mit Edelsteinen aller Art überladen, dass sie, so kräftig sie auch war, doch nicht ohne einige Mühe sich unter der Last derselben einherbewegte. In der Kirche angelangt, reihte man sich über Plettenberg's Grabstein um den Altar und die feierliche Trauhandlung ging nach lutherischem Ritus vor sich. Elisabeth erregte bei den ältern Edeldamen nicht geringen Anstoss, als ihr Ja nach des Predigers Frage sofort ungezwungen und hell herauskam, während es sonst fast halbstündigen Zuredens und Abmühens bedurfte, um der Braut das inhaltschwere Wörtlein zu entlocken. Das Mittagsmahl fand im Rittersaal des Schlosses statt und behielt in Folge der Anwesenheit der Frauen einen gezügelten Charakter. Eben erhob sich der König, um in altem Sekt das Wohl des neuen Ehepaares auszubringen, da stürzte ein Edelknabe verstörten Antlitzes in den Saal und flüsterte einem Hofherrn etwas in's Ohr. Dieser schritt entsetzt auf den König zu und machte ihm mit leiser Stimme eine Mittheilung. Magnus ward leichenblass, setzte seinen Pokal wieder auf den Tisch und schwankte fort, gefolgt von sämmtlichen Hofherrn. Es lässt sich denken, welche Bestürzung dieser Auftritt unter den Zurückbleibenden hervorrief und wie sehr sie wuchs, als man die Ursache desselben erfuhr. Die beiden Hofherren, welche zum Lager des Zaren gesendet waren, um ihn von Magnus' Treue zu vergewissern, hatten ihn wenige Meilen von Riga mit einem zahlreichen Heer angetroffen. Grimmig zerpeitscht kehrten sie in kläglichstem Aufzuge nach Wenden zurück, mit dem Befehl an den König Magnus, in eigener Person sich im moskowitzischen Lager einzufinden, um sich wegen seiner Treulosigkeit zu verantworten. Zugleich vernahm man, dass die Russen, und namentlich die mit ihnen gekommenen Tataren, das platte Land weit und breit auf das Entsetzlichste verwüsteten, dass sich unter dem Befehl eines riesenhaften Strelitzen lettischer Abkunft, der den barocken Namen

Kleinhedwig führe, ein Haufe Bauern zu sammeln anfinde, um sich dem russischen Heer anzuschliessen, und dass ein allgemeiner Aufstand des Landvolkes gegen die deutsche Herrschaft zu befürchten stände. Die adligen Herren flöhen aus ihren Schlössern, sie dem Brand und der Plünderung preisgebend, theils entnervt durch das üppige Leben in dem ihnen durch Plettenberg's Schwert verschafften langen Frieden, theils aber auch, weil dieses mal die Russen genug schweres Geschütz mit sich führten, um die widerstrebenden Burgen zu zertrümmern. Nicht einmal ein Heer aufzustellen versuchten die Herren des Landes, um es den hunderttausend Mann des Zaren entgegenzusetzen, und so schien es, als würde das deutsche Regiment in diesen Gegenden wie ein Spinnewebe zerrissen und weggefegt werden.

Während man sich bestürzt über diese schlimmen Nachrichten unterhielt und die meisten Anwesenden bereits Befehl gaben, ihre Pferde zu satteln, erschien der König blass und schlotternd wieder im Saal und kündigte den Edelleuten seinen Entschluss an, sich zum Zaren zu begeben, um seinen Zorn zu mildern. Er forderte sie auf, ihn zu begleiten, doch spürte niemand den mindesten Beruf, sich freiwillig den Händen eines so wuthentbrannten Feindes zu überantworten, der eben noch an den beiden abgesendeten Hofherren bewiesen hatte, wie wenig er von Völkerrecht wusste. Magnus versuchte es, einen höhern Ton anzuschlagen und befahl kategorisch einigen der Herren mit ihm zu gehen, erfuhr aber schnöde Abweisung und den Rath, nun das Possenspiel mit dem livländischen Königthum aufzugeben. Als er mit des Zaren Rache für diesen Ungehorsam drohte, wurde er mit dem Bemerkn ausgelacht, er möge nur daran denken, seine eigene Haut vor der Knüte zu wahren. Verlegen und ärgerlich eilte er so schnell als möglich davon. Ihm folgte bald der alte Kubbe, welcher nach Treiden zurück wollte, um dort die nöthigen Vertheidigungsanstalten zu treffen. Von seiner Tochter, seinem „lieben Vogel,“ nahm er zärtlichen Abschied und wehmüthig trüber Ahnung voll schwang er sich in den Sattel und jagte mit seinen Leuten gen Süden. Elisabeth, die eben vermählte junge Frau, sollte in Wenden bleiben, so hatte Boismann es für das Beste gehalten, denn die Feste war im ganzen Lande die stärkste und versprach noch am meisten Schutz gegen das draussen tobende Unwetter. Den gleichen Entschluss hatten viele Andere aus der glänzenden Hochzeitsgesellschaft gefasst und die Männer rüsteten sich in Gemeinschaft mit der Besatzung der Burg und den Bürgern

der Stadt den drohenden Angriff abzuschlagen. In aller Eile wurden die nöthigsten Vorkehrungen getroffen, die Zugbrücken aufgezogen, das Geschütz auf der Mauer kampffertig gemacht. Abends fand im grossen Rittersaal ein Kriegs Rath statt, dem die Anführer der Besatzung, die vornehmsten Edelleute und die Häupter der wendischen Bürgerschaft beiwohnten. Einige von den Kerzen, die zur Beleuchtung beim Tanz hatten dienen sollen, waren angezündet worden und warfen ein ungewisses Licht auf die sehr bleichen, doch von Entschlossenheit zeugenden Gesichter der Anwesenden, die sämmtlich in voller Rüstung erschienen waren. Man erkannte, dass die Lage eine furchtbare sei, denn da der Feind nunmehr Belagerungsgeschütz mit sich führte, so durfte man sich auf die Festigkeit der Mauern, die für eine frühere Kriegsweise berechnet waren, nicht mehr verlassen. Von keinem Punkt des weiten Horizonts erhob sich die mindeste Aussicht auf Hülfe und keines Hoffungssterns Schimmer brach durch das düstere Gewölk, welches den ganzen Himmel umzog. Unmöglich konnte man sich dem unmenschlichen Feinde ergeben, von dem ohnehin nur Mord, Brand, Plünderung, Wegschleppen in die Sklaverei, Misshandlung und noch ärgeres Loos für die Frauen und Kinder zu erwarten war. Zudem verbot es die kriegerische Ehre unbedingt, die alte herrmeisterliche Residenz ohne Schwertstreich zu überliefern. Man beschloss also, sich auf's Aeusserste zu wehren, und wenn eine höhere Fügung nicht einen unerwarteten Retter in der Noth sende, lieber durch feindliches Geschoss und Schwert umzukommen, als sich dem namenlosen Elend einer moskowitischen Gefangenschaft preiszugeben. Zunächst wollte man Streifpatrouillen aussenden, um möglichst viele Lebensmittel in die Stadt zu schaffen und Erkundigung über des Feindes Bewegungen einzuziehen. Während man noch berieth, donnerte ein Kanonenschuss von der Warte eines Burgthurms. Die bunten Fensterscheiben des Rittersaals zitterten und leise klirrten die Rüstungen der alten herrmeisterlichen Gestalten in den Nischen. Man eilte hinaus in der Erwartung, der Feind rücke bereits an. Doch war es dies mal nur ein blinder Lärm. Der Haufe Reiter, den man auf das arrascher Thor hatte zueilen sehen, und den man in der einbrechenden Dunkelheit nicht recht hatte erkennen können, bestand theils aus Edelleuten, die ihre Schlösser verlassen hatten, um ein schützendes Asyl in Wenden zu finden, theils aus Hochzeitsgästen, die aufgebrochen waren, um noch rechtzeitig vor dem Eintreffen der Feinde ihre Burgen zu erreichen, unterwegs aber schon

die Kunde von der meist durch aufständische Bauern verübten Verwüstung ihres Eigenthums erhalten hatten. Der Zar, auf dem Wege nach Riga, hatte sich mit seinem ganzen Heere auf die Kunde von Magnus' Treulosigkeit gegen Wenden gekehrt. Kleinhedwig's Nahen setzte alle lettischen Gemüther in Flammen, und wie eine Feuersbrunst rasch um sich greift an Orten, wo Zunder aufgehäuft liegt, war das platte Land weit und breit im Aufstand begriffen und der lange verhaltene Rachegeißel des unterdrückten Sklaven gegen seinen deutschen Herrn machte sich auf entsetzliche Weise Luft. Zudem erwies es sich, dass der Feind über die geheimen Zugänge zu den Burgen gut unterrichtet war, und die wenigen Edelleute, die sich zur Wehr gesetzt, sahen sich durch unvermuthet aus den unterirdischen Gängen hervorbrechende feindliche Trupps überwältigt. Diese wurden meist vom Fürsten Onsky angeführt, der so die bei seinem Aufenthalt in Livland gesammelten Localkenntnisse zu verwerthen wusste. Viele adlige Familien waren von den eigenen Bauern während der Nacht überfallen und ermordet worden, und nur da, erzählte man sich, wo Kleinhedwig und der ihn begleitende Knabe rechtzeitig eintrafen, schonte man auf des Letztern Befehl, dem des Riesen Keule Nachdruck zu geben versprach, wenigstens das Leben der gewesenen Herren und begnügte sich, sie den Moskowitern als Sklaven zu verkaufen. Leichte Tatarenreiter waren in Schwärmen bereits bei Arrasch gesehen worden, also ziemlich nahe von Wenden. Wer in ihre Hände fälle, berichteten die Flüchtlinge, werde auf das Grausamste gemishandelt und ausgeplündert, so dass oft nicht einmal das Hemd übrig bliebe. Verzweiflung im Herzen hörten Bürger und Edelleute die traurigen Nachrichten an, viele eilten zum nächtlichen Gottesdienst, mit dem man des Himmels rettende Hand sich erlehen wollte. In der matt erleuchteten Kirche drängte sich dies mal eine zahlreiche Menge und es herrschte in derselben eine in diesem Lande seit langer Zeit ungeahnte Stille und Andacht. Der Orgel alle irdische Kummerniss mächtig überfluthenden Accorde kräftigten manches Herz und stählten es, dem Kommenden mit Fassung und Ergebung entgegen zu gehen.

Boismann, der Elisabeth in einem Bürgerhause der Stadt untergebracht hatte, verabschiedete sich bei ihr, denn man hatte ihm das Kommando über eine der ausziehenden Streifpatrouillen übertragen. Er war mit derselben kaum einige hundert Schritte von der Stadt entfernt und durchritt eben das von Gebüsch überdeckte Nachtigallenthal, in welchem diese lieblichen Sänger in lauen Frühlingsnächten

ihren Liebesgesang auszuströmen pflegen, als plötzlich wildes Geschrei sich erhob und von allen Seiten ein Regen von Pfeilen auf ihn und seine Begleiter sich ergoss, jedoch machtlos an dem Panzer von Mann und Ross abglitt. Boismann, zum ersten mal im Leben in kriegerischer Thätigkeit, zog aus dem Pfeilregen den raschen Schluss, dass er es nur mit Tataren zu thun habe. Wären Russen dabei, so meinte er mit Recht, dann müssten einige Flintenschüsse sich haben hören lassen. Er setzte also unbekümmert seinen Weg fort und verbrachte den grössten Theil der Nacht mit Beitreibung von Lebensmitteln aus den verschiedenen zerstreut umherliegenden Bäuerigesinden. Manche davon waren bereits gründlich von den Tataren ausgeplündert worden, was grosse Erbitterung bei den Landleuten erregt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Deutschen, ihren einzigen Vertheidigern, aufgefrischt hatte und sie nun antrieb, sich den Letzteren anzuschliessen. Sie gaben auf die Kunde von der drohenden Verwüstung, welche die Ausgeplünderten verbreiteten, freiwillig den Rittern Alles was sie hatten her, trieben ihre Heerden zusammen und es sammelte sich an einem von Boismann am Rande des tiefen Ammatthales gewählten Platz eine ansehnliche Menge von Bauern mit Vieh und Lebensmitteln, sowie fahrender Habe, denen einige bewaffnete Reiter zum Schutz gegen die Versuche des kleinen beutegierigen Tatarenhaufens gelassen wurden. Mit den übrigen schweifte der junge Ritter, der nun, so viel an ihm lag, genug Mundvorrath für die Besatzung von Wenden angehäuft zu haben meinte, jenseit der Ammat auf Kundschaft weiter umher, bis er plötzlich das Wiehern von fremden Pferden hörte. Er liess seine Leute am Ausgang des Waldes in einer versteckten Stellung stillhalten und sich geräuschlos zum Gefecht fertig machen. Russische Worte drangen zu ihm und gaben ihm die Ueberzeugung, dass es Feinde und nicht etwa flüchtende Landsleute waren, die herannahten. Lautes Lachen zeugte von der sorglosen, keine Gefahr ahnenden Stimmung derselben. Als man endlich aus der Waldung eine Schaar Reiter hervorkommen sah, auf deren Harnischen der matte Strahl des durch leichtes Gewölk verschleierten Mondes glänzte, gab Boismann das Zeichen zum Angriff. Die überraschten Bojaren mit ihrem Gefolge waren im ersten Anlauf zersprengt und eilten mit aller Schnelligkeit ihrer guten Renner sich in Sicherheit zu bringen. Das Pferd eines von ihnen stürzte über eine Baumwurzel, der Bojar ward zu Boden geschleudert, prallte mit dem Kopf gegen einen Baumstamm und erhielt eine Verwundung an der

Stirn. Ehe er sich noch aus seiner Betäubung aufraffen konnte, sass ihm die Spitze von Boismann's Schwert schon an der Kehle. Das kalte Eisen brachte ihn sofort wieder zu sich, er ergab sich und Boismann war nicht wenig überrascht, in seinem Gefangenen den Fürsten Onsky zu erkennen. Er äusserte sein Bedauern, Letzterem nun eine ganz andere Art von Gastfreundschaft erweisen zu müssen, als die, welche ihm in Livland vor Jahren zu Theil geworden war. Indess der Fürst ergab sich mit guter Miene in sein Geschick, im Stillen auf baldige Befreiung durch die siegreichen, unwiderstehlichen Waffen seines Herrn hoffend. Man machte sich eilend auf den Rückzug, denn man wusste nun, dass das grosse moskowitzische Heer im Anzuge war, nahm die an der Ammat versammelten Bauern mit ihrer Habe auf und erreichte bei Tagesanbruch, von den Tataren weiter nicht behelligt, Wenden. Boismann nahm den gefangenen Fürsten mit in seine Wohnung, gegen dessen Zusage, sich nicht selbst zu befreien, und Elisabeth versprach dem einstigen Gast auf Treiden alle die Sorgfalt und Pflege angedeihen zu lassen, die seine nicht unbedeutende Kopfwunde erforderte, war ja doch in jener Zeit einige wundärztliche Kenntniss jeder Dame eigen. Die Anführer der anderen Streitpatrouillen waren nicht so glücklich gewesen wie Boismann. Beim ersten Pfeilregen der rings umherschwärmenden Tatarenbanden hatten die durch das Wohlleben des langen Friedens Entnervten eilig die schützenden Stadtmauern aufgesucht.

Der junge Mann, den der Erfolg als den tüchtigsten unter den Führern gekennzeichnet, hatte kaum die Morgensuppe mit seiner jungen Frau und dem Fürsten zu sich genommen, als man schon von allen Seiten in seine Wohnung stürzte und ihm das Herannahen des Feindes ankündigte, gleichsam als wäre er stillschweigend zum Haupt der Belagerten erwählt worden. Der Ritter eilte zum Schloss, nachdem er für den Fall der Erstürmung der Stadt seine Elisabeth, die mit bleicher Fassung diesen traurigsten und unerfreulichsten Anfang ihres Ehelebens über sich ergehen liess, dem Schutz und der Grossmuth des gefangenen Tataren übergeben hatte. Der Abschied zwischen dem jungen Paare war kurz, keiner der Beiden ahnte, dass es der letzte sei und sie sich nie wiedersehen würden. Im Rittersaal waren die Häupter der streitbaren Edelleute, Bürger und Söldner in rathloser Verwirrung beisammen und die Stimmung wogte unentschieden zwischen sofortiger unbedingter Ergebung und Widerstand bis auf's Aeusserste hin und her. Als Boismann in den Saal

trat, stürmten ihm Alle entgegen und wollten seine Meinung über das was zu thun sei, hören. Er machte darauf aufmerksam, dass zuvörderst ein Oberbefehlshaber zu wählen sei, man entscheide sich nun für Widerstand oder Capitulation, denn auch im letztern Fall würde der Zar mit einer officiellen Person zu verhandeln verlangen, wolle er überhaupt davon hören. Mit Acclamation ward der junge Ritter sofort zum Anführer erkoren. Nun fragte er diejenigen, welche von Ergebung sprachen, ob sie denn nicht durch die Berichte der nach Wenden Geflüchteten genugsam über das Geschick belehrt worden, das ihrer alsdann harrte, und ob ein rascher Tod nicht besser wäre, als ein langsam hingequältes Leben. Noch schwankten einige in ihrem Entschluss und Boismann stellte ihnen frei, die Stadt zu verlassen und die Gnade des heranrückenden Zaren für ihre Person zu erflehen. Wenden aber, erklärte er, werde er bis zum letzten Blutstropfen vertheidigen und sich lieber unter den Trümmern der herrmeisterlichen Residenz begraben, als sie zeitweilig dem Feinde überliefern. Da führte man einen blassen, blutenden Edelknaben mit zerrissenen Kleidern in den Saal, der sich durch den meilenlangen unterirdischen Gang hierher geflüchtet, welcher von der Burg Arrasch ausgehend innerhalb der Mauern Wendens gerade der Katharinenkirche gegenüber ausmündete. Durch Verrath einiger lettischen Knechte, berichtete der Flüchtling, wäre Kleinhedwig mit Strelitzen und aufgewiegelten Bauern in die Burg gelangt und hätte sogleich, offenbar von dem Dasein des geheimen Ganges unterrichtet, einen Theil seiner Leute dorthin geführt, um alle diejenigen aufzufangen, welche sich etwa durch denselben zu retten gedächten. In der That wären alle Schlossbewohner zum Gange geeilt, dort aber beim Versuch sich durch die Feinde durchzuschlagen theils getödtet, theils gefangen worden. Nur ihm, dem Edelknaben, wäre es gelungen, sich im Getümmel durchzuschleichen, den Gang zu erreichen und zu entfliehen, verfolgt von dem entsetzlichen Geschrei der gemarterten gefangenen Männer, denen man die Angabe des Ortes, wo sie ihre Kostbarkeiten versteckt hielten, abzwingen wollte. Noch schrecklicher hätten jedoch dem Flihenden die Klagen der Weiber in die Ohren getönt, mit denen die eingebrochene Horde nach rohem Kriegsbrauch verfahren.

Der Bericht des Edelknaben jagte neues Entsetzen in viele Gemüther, stimmte zugleich aber die von Ergebung Redenden völlig um und bereitete auch sie zu einem muthigen Tode vor. Um gegen eine Ueberraschung vom unterirdischen Gange her sichergestellt zu

sein, befahl Boismann, das abgedämmte Wasser des Schlossteiches in den niedriger liegenden Gang fließen zu lassen, da dieser ja doch, seitdem Arrasch in feindlicher Hand, nicht mehr einen Weg zum Entrinnen darbot.

Der Tag war noch wenig vorgeschritten, als ein Signalschuss vom Burgthurm fiel und den neuen Anführer aus dem kurzen aber tiefen Schlummer weckte, dem er sich in einem kleinen Seitengemach des Rittersaales hingab. Er eilte auf die Plattform des der Katharinenkirche gegenüberliegenden runden Thurmes und gewährte von dort, wie das zahlreiche russische Heer, einer Sturmfluth gleich, herandrang und bald Stadt und Schloss von einem Ring von Krieger umwoget war. In Wenden war Alles zum Kampf gerüstet, als ein holsteinischer Herr als Parlamentär vor dem arrascher Thor erschien und im Namen des Königs Magnus gebot, sich unverweilt dem Zaren von Moskau zu ergeben und ihm als Landesherrn zu huldigen. In der gehobenen Stimmung, in die das Herannahen der Gefahr die Söhne der alten tapfern Degen Livlands versetzt hatte, konnte es nicht Wunder nehmen, dass man dieses Ansinnen des über's Meer gekommenen fürstlichen Abenteurers mit Hohn abwies und lieber sterben als sich ergeben zu wollen erklärte. Nun begann das Geschütz von der Mauer zu spielen, eine Kugel drang in des Zaren Zelt und tödtete einen Bojaren. Iwan, dessen Zorn durch die Versicherung des holsteinischen Fürsten, er komme, seine und des ganzen Landes unbedingte Ergebung anzuzeigen, besänftigt worden war, fuhr nun wuthentbrannt auf und befahl, den bleichen Schattenkönig mit seinem Gefolge in eine dachlose Hütte zu werfen. Zugleich ward auf sein Geheiss das grobe Geschütz nahe zur Stadtmauer herangebracht und begann seine zerstörende Wirkung gegen dieselbe zu richten, obschon die Bedienung wegen der grossen Nähe mehrere mal von den Schützen auf der Stadtmauer und den auf derselben befindlichen Kanonen weggeschossen und erneuert werden musste. Das moskowitische Feuer concentrirte alle Anstrengung auf eine einzige Stelle der Mauer, die denn auch bald zusammenstürzte und den Graben mit ihren Trümmern ausfüllte. Sofort befahl der Zar die Strelitzen zum Sturm auf die Bresche. Vergebens waren die heldenmüthigen Austreibungen Boismann's und seiner Gefährten. Den unabsehbaren Strom der herandringenden, besser als in den früheren Kriegen bewehrten Moskowiter und der unter Anführung des riesigen Kleinhedwig kämpfenden Letten mussten sie weichen. Langsam zog sich das gelichtete Häuflein der Deutschen, den Boden

mit Feindesleichen bedeckend, zur Burg zurück, um dort den letzten Widerstand zu leisten und ihr Leben möglichst theuer zu verkaufen. Boismann hätte gern Elisabeth mit sich gerettet, war aber von seinen eigenen Leuten fast mit Gewalt daran verhindert und in das Schloss gedrängt worden, da sie in ihm und seiner Entschlossenheit ihren einzigen Hort erkannten, ihn also durchaus nicht sich der Gefahr aussetzen liessen, gefangen zu werden. Er suchte seine Unruhe über das Schicksal der jungen Frau durch die Gewissheit zu beseitigen, dass sie sich in der schützenden Obhut des nun durch seine Landsleute aus der Gefangenschaft befreiten Fürsten befände, auf dessen edelmüthige Gesinnung er rechnen zu dürfen sich einredete. Die Ermüdung vom heissen Kampf und die Plünderung der Stadt hielt die Russen ab, gleich zum Angriff der Burg vorzugehen, doch bereiteten sie durch Niederreißen von Häusern die Anlage von Batterien vor, aus denen sie am nächsten Tage das Schloss von der Stadtseite, wo die Mauern am schwächsten waren, zu beschliessen gedachten.

Die Dunkelheit war hereingebrochen, und Boismann versammelte alle überlebenden Deutschen, die nach Ausstellung der Wachen einige Augenblicke Ruhe hatten, im Hofraum um sich. Meist waren es geharnischte Kriegergestalten, die auf herbeigeschafften Stühlen und Bänken sich von der Ermüdung des langen Kampfes, der seine Spuren an den Rüstungen Aller zurückgelassen, erholten, leichte Wunden, die fast keinem fehlten, durch nothdürftige Verbände schützend. Aber auch Frauen, Mädchen in der ersten Jugendblüthe und kleine Kinder sah man daselbst, sowie Geistliche der beiden feindlichen Confessionen, der lutherischen und der katholischen, die die gemeinsame Gefahr den sonst zwischen ihnen herrschenden Hader vergessen liess. Fackeln, deren Flammen bald hochaufloderten, bald zusammensanken, warfen ein oft grelles, oft dunkles Licht auf die Scene, während die Fenster des grossen Rittersaales geisterhaft im Mondenschein erglänzten. Die Stille der Ermattung und stummen Verzweiflung ruhte auf den Versammelten, kaum dass hin und wieder eine Klage laut wurde. Am ergebensten in das Schicksal waren wie immer die Frauen. Heinrich Boismann, ein Tuch um den blutenden Kopf gewunden, ergriff das Wort. In kurzen markigen Zügen schilderte er die verhängnissvolle Lage, welche nur zwischen Qual und Marter der Gefangenschaft und einem freigewählten ruhmvollen Tode wählen lasse. Wer sich für erstere entscheide und wen nicht das aus der Stadt heraufdringende Jammergeschrei eines

Besseren belehre, möge sich melden und solle zum Thor hinausgelassen werden. Alles schwieg. „So bleibt uns denn nur das Zweite übrig,“ fuhr der junge Held fort. „Es ist unnütz, von möglicher Rettung zu sprechen; wo sollte die herkommen? Ihr Alle, meine theuern Landsleute, wisst so gut wie ich, dass nirgends in Livland ein Heer sich sammelt, um uns Hülfe zu bringen. Lasst uns also unser Leben so theuer als möglich verkaufen und als freie Leute sterben. Das Pulvermagazin liegt unter dem Rittersaal und sobald weiterer Widerstand unmöglich wird, wollen wir uns in den Saal zurückziehen und uns mit den edeln Gewappneten, die ihn zieren und die unsere Vorfahren so oft in den Kampf geführt, unter den Trümmern dieser alten herrmeisterlichen Residenz begraben. Wer Besseres vorzuschlagen weiss, rede!“ Allgemeines dumpfes Schweigen. „Vielleicht hob Boismann wieder an, erweckt unser Beispiel den alten Heldengeist aus dem Schlummer, vielleicht finden sich bald Rächer unseres Todes!“ Nachdem er geendet, trat ein lutherischer Geistlicher vor und mahnte, man solle zu diesem letzten nothgedrungenen Act der Selbstvertheidigung sich durch den Genuss des heiligen Abendmahls vorbereiten. Alles stimmte bei. Da erklärte aber der Kellermeister, es fehle an Wein. Ein katholischer Geistlicher schlug nun vor, in diesem Fall nach dem Ritus seiner Kirche zu verfahren und sich an dem Brod genügen zu lassen. Allein von allen Seiten erklärten die jungen Evangelischen, lieber ganz auf das heilige Mahl verzichten zu wollen, als es verstümmelt zu geniessen. Ein Knappe erinnerte sich jedoch, in einem Winkel versteckt ein kleines Weinfass gesehen zu haben. Vielleicht hatte er selbst es zu seinem Privatgebrauch bei Seite geschafft. Es ward herbeigeholt und die heilige Handlung begann nach dem neuen Ritus der lutherischen Confession.

Walther, der ehrwürdige Propst von Wenden, ein hoher Greis in langem Silberhaar, stellte sich vor den am Fuss der Haupttreppe improvisirten Altar und sprach ein Gebet, in welchem er sagte, dass er in dem über Livland verhängten Schicksal eine gerechte Strafe des Himmels erblicke für das ruchlose Leben, das so allgemein geworden, für die Auflösung aller Zucht, die eine harte Züchtigung nothwendig gemacht. Schliesslich flehte er den Himmel an, er wolle in der Ergebung, mit welcher die hier Versammelten für ihres Landes Verschulden sich der gerechten Busse zu unterziehen bereit wären, seinen Zorn löschen und dem unglücklichen Livland einen Retter erwecken, wie er schon in alter Zeit dem Volk Israel in

eben so grosser Bedrängniss die Makkabäer gesendet habe. Tiefe Andacht herrschte in der kleinen Versammlung während dieses Gebets und die katholischen Geistlichen waren nicht die am wenigsten Ergriffenen. Dazwischen drang noch ein vereinzelter wilder Schrei aus der Stadt herauf oder es ward der Redner durch das Gekrach von einstürzenden Häusern auf einen Augenblick unterbrochen. Nach dem Gebet hielt der Propst eine kurze Ansprache und nahm alsdann die lutherische Generalbeichte vor, während die wenigen Katholiken bei ihren Priestern die Ohrenbeichte abhielten. Nach der Austheilung des heiligen Abendmahls trennte man sich, um dem Gebot der ruhebedürftigen Natur nachzugeben. Von schweren Träumen durchweht war der kurze Schlummer, dem die meisten sich hingaben, während die kräftiger Constituirten sich mit Boismann den Vorkehrungen zur Vertheidigung widmeten, namentlich Kanonen auf den Wall nach der Stadtseite schafften, von wo der Hauptangriff drohte, wie auch Anstalten trafen, um sich äussersten Falls in die Luft zu sprengen. Zu diesem Zweck ward eine Reihe von Schwefelfäden angelegt, die aus dem Rittersaal in die Pulverfässer hinunterführten, welche in den Kellern unterhalb desselben lagen.

Kaum graute der Morgen des 9. September 1557, so begann die Beschiessung der Burgmauer aus nächster Nähe und aus sorglich gedeckten Batterien schwersten Kalibers. Vor diesem entsetzlichen Feuer sank die ohnehin nach der Stadtseite schwache Befestigung bald zusammen und mit ihr wurden die Kanonen der Belagerten verschüttet, die bis dahin tapfer geantwortet hatten. Kaum war die Bresche gebildet, so schwieg das feindliche Feuer und ein Strom von Moskowiten drang in das Schloss, aber von Boismann's und seiner Gefährten kräftigen Armen wie Halme des Feldes niedergemäht, wichen sie bald in wilder Flucht zur Stadt zurück, den Boden mit Haufen der Ihrigen bedeckend. Die Deutschen drangen nun ihrerseits gegen die Stadt vor, wurden aber von so heftigem Geschützfeuer empfangen und erlitten so schreckliche Verluste, dass sie eilig den Rückzug in die Burg antreten mussten. Die feindlichen Batterien richteten nun ihre volle Kraft wider das herrmeisterliche Schlossgebäude selbst und zerschmetterten Gemach nach Gemach. Verzweifelnd stellten die Vertheidiger auch ihr Gewehrfeuer ein, das ohnehin nur von geringer Wirkung war und zogen sich, meist stark aus den im Kampf davongetragenen Wunden blutend, völlig erschöpft in den grossen Rittersaal zurück. Hier lagen Priester, Frauen und Kinder auf den Knien und beteten. Das Erscheinen

der Kämpfer sagte ihnen, dass die letzte Stunde geschlagen habe. Es waren im Ganzen gegen 400 Menschen im Saal versammelt. Die Angehörigen einer jeden Familie vereinigten sich in stummen Umarmungen mit einander, um gemeinsam das finstere Loos, das ihrer harrete, zu erdulden. Düstere Entschlossenheit brannte in den Blicken der meisten und äusserlich ein Bild kalter Ruhe stand Heinrich Boismann mit zeretzter Rüstung, die angezündete Lunte in der Hand, an dem Fenster, von welchem die Schwefelfäden in den Keller hinablieten. Welche Gefühle mochten aber innerlich die Seele des Helden durchzucken bei dem Gedanken an das wie eine Fata Morgana ihm vom Schicksal täuschend vorgespiegelte Eheglück und bei dem Gedanken an Elisabeth's mögliches Loos?! Man hörte bei dem unter den Anwesenden herrschenden dumpfen Schweigen, das nur durch das Schluchzen einiger Frauen unterbrochen wurde, deutlich jeden Krach des draussen tobenden feindlichen Feuers, jedes Zusammenbrechen der Zwischenmauern der einzelnen Gemächer. Zuletzt schwieg das Geschütz. Stimmen der Russen und der Schall vieler näherkommenden Schritte drang zu den Versammelten. Endlich öffneten sich die Thüren und Feindesmassen erschienen. Erstaunt hielten sie einen Augenblick auf der Schwelle inne. Als aber niemand sich zum Widerstand anschickte und das Häuflein Deutscher keine Notiz von ihrem Einbrechen nahm, sondern regungslos der nahen Katastrophe entgegenharrete, erhoben sie ein wildes Jubelgeschrei und stürzten in hellen Haufen in den Saal, um sich ihrer Beute zu versichern, nicht ahnend, dass sich schon die kalte Hand des Todes herabsenkte, um sie selbst zu ergreifen. Als nun innerhalb der Mauern des Rittersaals eine so grosse Menschenmenge zusammengedrängt war, als überhaupt hineinging, und einige Strelitzen mit geschwungenen Streitäxten sich Boismann näherten, den man anfänglich scheu vermied, brachte derselbe die Lunte mit den Schwefelfäden in Berührung. Ein Krach erdröhte als berste die Erde bis in ihre innersten Tiefen auseinander und eine Feuersäule ward gen Himmel geschleudert; dann eine dicke schwarze Wolke, in der Steine und menschliche Gestalten durcheinander wirbelten. Auf die kurze Pause tiefer Stille nach der Explosion erhob sich ein Klagegeheul und ein Jammern der Verwundeten und Verstümmelten, dass selbst dem rohesten Tataren das Herz im Leibe erbebte. Doch schon nach wenigen Minuten regte sich bei den Siegern der Ingrimm über die vielen von den Gegnern mit in's Verderben gerissenen Waffengefährten und man begann die wenigen mit zerschlagenen

Gliedmaassen, aber doch nicht ganz ausgelöschtem Leben umherliegenden Deutschen auf das Grässlichste zu martern. Die Ankunft des Zaren mit seinem Gefolge auf der Stätte des Unheils setzte dieser Barbarei ein Ziel, und als ihm der sterbende Boismann, den die Gewalt des Pulvers seitwärts zum Fenster hinausgeschleudert hatte, die Bitte vorbrachte, für Elisabeth Sorge zu tragen, versprach er bewegt, sie als seine Tochter anzusehen. Gleich darauf verschied der junge Held, dessen Andenken bei den spätesten Geschlechtern Livlands im leuchtenden Schimmer des Ruhmes leben wird, und dessen Name mit den mächtigen Trümmern der herrmeisterlichen Burg zu Wenden, zu denen die Livländer heutzutage zu pilgern pflegen, eng verwebt ist.

#### 6. Umschlag des Glücks.

Der Marktplatz von Riga wimmelte von Bewaffneten, die aus den vielen dort ausmündenden Gassen herbeiströmten. Der Bürgermeister Benkendorf kam mit dem gesammten Rath, alle in Wehr und Waffen, die grosse Treppe des Stadthauses herab und ordnete die bürgerliche Miliz, sowie die kleinen freiwilligen Corps von Polen und fremden Seefahrern, die zufällig sich damals gerade in der Stadt befanden und an deren Vertheidigung gegen das herandringende russische Heer theilnehmen wollten. Was nur ein Schwert zu schwingen und eine Büchse abzufeuern vermochte, war bereit, den heimischen Heerd schützen zu helfen. Auch der alte Buchhalter des Büringschen Hauses hatte heute wieder seine kriegerische Rüstung angelegt und neben ihm stand ein kräftiger junger Mann mit einnehmenden Zügen. Nicht mehr das unterdrückte Feuer eines abenteuerlichen Lebensart gewöhnten Sinnes loderte aus des Letztern Augen, sondern ein ernstes, tüchtiges Streben schien sich in seinem ganzen Wesen darzuthun. Hans Büring — er war es — hatte, theils um den Schmerz über seine fehlgeschlagene Werbung niederzukämpfen, theils aber auch um dem ihm angeborenen Thätigkeitstriebe genug zu thun, sich mit aller Kraft seines regen Geistes in die administrative Laufbahn geworfen, die ihm die Gunst des litthauischen Grossadministrators Chodkiewicz eröffnete, und in der er sich bald dieser Gunst würdig erwiesen hatte. Jedoch zögerte er keine Minute, seine hervorragende Stellung am Hof von Wilna aufzugeben, um seine Pflicht bei Vertheidigung seines Vaterlandes zu erfüllen, wobei eine geheime Stimme ihm die Möglichkeit ausmalte, dem treidenschen Fräulein nützlich zu werden. Denn die Sympathie für

das herrliche Geschöpf, in dem der angeborene Adelstolz leider über die Neigung gesiegt, dauerte in Buring ungeschwächt fort und ihm, der seiner Zeit Denkungsweise kannte, obschon ihn selbst die Fahrten in die Fremde mit einem weitem Gesichtskreis ausgestattet hatten, erschien der damalige Entschluss Elisabeth's in jener unvergessenen Scene im treidenschon Schloss nicht einmal ungerechtfertigt. Zwar war er von ihrer bevorstehenden Vermählung unterrichtet, dennoch aber fühlte er, dass sie für immer seines Herzens Königin bleiben werde. Der Grossadministrator ertheilte dem jungen Mann nicht nur gern den verlangten Urlaub, sondern verhiess auch bald mit bewaffneter Macht nachzukommen; lag es doch schon lange in Polens Absichten, die Herrschaft über Livland zu erlangen. Während nun die Häupter der Bürgerschaft den einzelnen Rotten die von ihnen zu vertheidigenden Theile der Stadtmauer bezeichneten, sprengte ein Schwarzhäupter auf schweissbedecktem Rappen auf den Markt und eilte auf den Bürgermeister zu. Er kündigte die nahe Ankunft seines Reitercorps an, welches weit über Neuermühlen hinaus gestreift und einige Nachzügler des moskowitischen Heeres aufgegriffen habe. „Nachzügler?“ rief Benkendorf, „Vortruppen wollt Ihr sagen?“ „Vergebung, Magnificenz,“ erwiderte der Schwarzhäupter, „Nachzügler. Das russische Heer hat eine andere Richtung eingeschlagen und sich gegen Wenden gekehrt.“ Die Freude über diese Nachricht war gering, denn es war nur ein Aufschub, und nach Wenden's Fall, welcher bei der vom Adel meist bewiesenen Kleinmüthigkeit, die selbst die bestgelegensten und stärksten Burgen nicht einmal zu vertheidigen versuchte, unvermeidlich schien, musste das Unwetter sich doch über Riga entladen. Ob polnische Hülfe, wie versprochen, rechtzeitig anlangen würde, war allen frühern Erfahrungen nach zweifelhaft und wohl auch nur durch Aufgeben der Unabhängigkeit zu erkaufen. Einige schlugen vor, Wenden zu Hülfe zu eilen, aber der Bürgermeister wies überzeugend nach, dass jede etwa dahin gesendete Schaar bei dem voraussichtlich von ihr im freien Felde zu bestehenden Kampfe mit der ungeheuern numerischen Ueberlegenheit der Feinde unausbleiblich nur ein nutzloses Opfer abgeben müsste. Unter diesen Berathungen erwartete man die Ankunft der Schwarzhäupter mit ihren Gefangenen. Endlich erschienen sie, der Aeltermann Vegesack an ihrer Spitze. Dieser berichtete dem Bürgermeister auf offenem Markt vor der athemlos zuhörenden Menge über alle die verschiedenen Einzelheiten des feindlichen Einfalls und theilte unter Anderem mit, wie auch

Treiden durch Verrath eines ehemaligen katholischen Kaplans, den der Burgherr als eine Art Hofnarr bei sich gehalten, in die Hände der Russen gefallen sei und dass der alte Kubbe, wie ein Löwe kämpfend, unter feindlichen Streichen geendet habe. Büring, der sich bis zum Aeltermann vorgeedrängt, suchte von ihm Auskunft über das Schicksal der andern Burgbewohner zu erlangen, aber darüber konnte Vegesack ihm nichts angeben. Auch von den dieserhalb befragten Gefangenen liess sich nichts Näheres darüber erfahren, da sie bei der Einnahme Treidens nicht gegenwärtig gewesen waren. Sogleich war Bürings Entschluss gefasst. Stehenden Fusses ersuchte er den Bürgermeister um die Erlaubniss mit einer Schaar Freiwilliger einen Streifzug ins Land hinein zu machen. Benkendorf gewährte ihm seinen Wunsch unter der Bedingung, dass die Zahl seiner Begleiter, um die Besatzung der Stadt nicht zu sehr zu schwächen, 300 nicht übersteige. Es fanden sich wagemuthige Gesellen genug, die sich Bürings Befehlen unterordnen und die abenteuerliche Fahrt mit ihm bestehen wollten, unter ihnen viele Polen und fremde Seefahrer. Der junge Mann wählte etwa 60 Mann aus den beiden letzten Kategorien, darunter Mister William und einige andere seiner alten Seegefährten, deren Schiffe gerade wieder im rigaschen Hafen angelangt waren. Der Rest bestand aus Patriziersöhnen und andern jungen Leuten der Stadt. Büring traf die nöthigen Vorkehrungen zu seinem Unternehmen, verwendete einen Theil seines Vermögens zum Ankauf von etwa hundert Pferden für die Unbemittelten unter den Freiwilligen und suchte den Buchhalter zu trösten, dem das Alter nicht erlaubte den Sohn des Hauses auf diesem Streifzuge zu begleiten. Der Abschied vom Vater war weniger frostig, als sonst derartige Familienscenen zwischen ihnen auszufallen pflegten. Wie konnte dieser auch der Tüchtigkeit des Sohnes, der es früh zu hohen Ehrenstellen gebracht, die Anerkennung versagen und gegen den Glanz unempfindlich bleiben, den eben dieser Sohn auf den Familiennamen zu werfen anfang? Zudem konnte auch der Vater sich nicht dem regen Gefühl der Theilnahme entziehen, mit dem die ganze Stadt die kühne Unternehmung und den in ihren Mauern geborenen jugendlichen Führer derselben begleitete. Mit einbrechendem Abend war die kleine Reiterschaar vollständig ausgerüstet auf dem Markt beisammen und gelobte dem Anführer unbedingten Gehorsam. Dann setzte man sich, Büring auf einem polnischen Fuchs an der Spitze, in Bewegung und hatte Mühe durch das Gedränge der die wagemuthige Schaar angaffenden Menge sich Bahn zu machen. In allen Fenstern wehten die weissen Tücher

der Frauen zum Abschied und in manchem Auge standen helle Thränen, hielt doch der bedächtige Bürger die kleine Zahl junger Leute, die hinauszog mit dem abenteuerlustigen ehemaligen Seemann, unausbleiblich für nutzlos geopfert. Die Gertrudkirche und das Thor hinter ihr waren erreicht und man zog ins freie Feld. Die ganze Nacht durch dauerte der Marsch; man durchwatete bei Hinzenberg die reissende Aa mit grosser Vorsicht und gelangte in die ausgedehnten Wälder, die sich bis Kremon und Treiden hinziehen. Im Morgengrauen liess Buring in einer Waldlichtung Halt machen und sendete einige Späher aus um Erkundigungen einzuziehen. Der leicht nachzuahmende Schrei der Krähe, zweimal kurz auf einander ausgestossen, sollte das Kennzeichen sein, um die in einer Kette vorgehenden Kundschafter in Verbindung unter einander zu erhalten. Vom wirklichen Krähengeschrei war dieser zweimalige Ruf leicht zu unterscheiden, da der erste lang gezogen, der zweite kurz sein sollte. Unterdessen kochte der Haupttrupp ab und fütterte die Pferde. Nach einer halben Stunde schon kam einer der Späher zurückgeeeilt und berichtete, er habe mit seinen Gefährten, die er durch das verabredete Signal um sich gesammelt, einen Zug Bauern, die mit Brennholzfahren nach Treiden gewollt, angehalten und bäte nun um Befehl, was mit diesem Fang zu thun sei. Buring liess seine Leute sogleich aufsitzen und erreichte vom Späher geführt die Stelle, wo die Bauern gefangen gehalten wurden. Einer derselben war bei der Einnahme des Schlosses Treiden durch die Russen zugegen gewesen und Buring, um den Mann nicht zu verwirren, musste ohne Unterbrechung seine weitläufige Erzählung klopfenden Herzens bis zu Ende anhören. Sie bestätigte den Verrath des Exkaplans und den Tod Kubbe's. Von Elisabeth wusste der Bauer nur, dass sie mit dem Vater nach Wenden gereist war, um dort ihre Hochzeit mit dem Ritter Boismann zu feiern; ob sie aber vielleicht an diesem Vorhaben durch das Anrücken der Russen verhindert worden und mit dem Vater nach Treiden zurückgekehrt sei, wusste er nicht anzugeben. In Treiden sollten sich mit dem Kaplan nur wenige Mann Besatzung befinden, meist bewaffnete Bauern, zu denen seit gestern der in der Gegend wohlbekannte Kleinhedwig mit einigen andern Strelitzen hinzugekommen wäre. Letztere hätten die Kunde vom Fall der herrmeisterlichen Burg Wenden und vom Tode des Ritters Boismann mitgebracht. Verschiedene Gefühle durchwoigten bei dieser Nachricht Buring's Brust: Trauer über den Fall der Hauptfeste des Landes, Besorgniß um die nun schutzlose Elisabeth, falls

sie zur Zeit der Katastrophe in Wenden gewesen. Er liess die Bauern ihre langen grauen Röcke ausziehen, Hüte und Pasteln abziehen und bekleidete sich und einige seiner Gefährten mit denselben, unter die Röcke bargen sie Pistolen und in die Holzfuhrn versteckten sie Schwerter. So zogen die improvisirten Letten zur Burg Treiden, während der Rest der Schaar in einiger Entfernung nachfolgte um auf das gegebene Zeichen zu Hülfe zu eilen. Zur Vorsicht blieben einige Wenige zur Bewachung der Bauern zurück, die man erst nach gelungener Einnahme der Burg freilassen wollte, obgleich sie sich erboten dabei mitzuhelfen. Denn die schrecklichen Verwüstungen durch die Tataren, wahre Ungethüme, die mit den an sich gutmüthigeren Russen als leichte Truppen ins Land gekommen, hatten das Landvolk belehrt, dass es doch unter der deutschen Herrschaft besser daran gewesen, als unter ihren Befreiern. Bald zeigten sich den verkappten Wagehälsen die rothen Thürme Treidens, dessen Zugbrücke herabgelassen war. Eine Wache erblickte man weder am Thor noch auf den Thürmen und wüster Lärm schallte aus dem Innern der Burg herüber. Die Holzfuhrn wurden über die Zugbrücke und in den inneren Hof geschafft, wo der Exkaplan in kriegerischer Tracht der Erste war, der Büring ins Auge fiel. „Herein, ihr Faulenzer, herein!, rief ihm und seinen Begleitern der halbangetrunkene Pfaff entgegen. He da, Michel, schliess den Keller auf für das Holz.“ „Thut es selber“, lautete die Antwort eines auf einen Strohhaufen langausgestreckten Letten. „Jetzt gibt es keine Herren mehr, die zu commandiren haben.“ Lautes Lachen schallte aus den ringsum zechenden und würfelnden Gruppen. „Warte, Unverschämter, ich werde Dich lehren deinem Befehlshaber gehorchen“, schrie der wüthende Kaplan, zog seinen Hirschfänger und rannte auf den Letten los. Einige Strelitzen fielen ihm in den Arm und entwaffneten ihn; da aber andere dem um sich schlagenden Kaplan zu Hülfe eilten, so entstand eine ganz tüchtige Rauferei unter der Besatzung. „Hier soll Ordnung geschafft werden“, donnerte Büring in deutscher Sprache und seine rasch bewaffnete Schaar, mit der sich auf das doppelte Krähengeschrei die vor dem Thor Harrenden vereinigten, wurde bald der Besatzung Meister. Man beschäftigte sich eben damit sie zu binden, als aus einem Thurm ein riesenhafter Mensch mit einer mächtigen eisenbeschlagenen Keule bewehrt herausstürzte und gerade auf Büring zustürmte. Dieser machte keine Anstalt sich zu vertheidigen, sondern begnügte sich damit seine Mütze vom Kopf zu stossen und dem Anstürmenden zuzurufen:

„Kleinhedwig, erkennst Du mich nicht? Denke an die Erkenntlichkeit, die Du mir hier auf Treiden gelobt hast.“ Kleinhedwig — er war es — warf die Keule weit fort, fiel auf die Kniee und rief mit gefalteten Händen: „Herr, gebiete über mich!“ „Zuvörderst, wo ist das Fräulein?“ fragte Büring: „In Wenden geblieben; meine Frau Gertrud, die in Knabentracht mich in den Krieg begleitet hat, ist bei ihr und beide befinden sich unter dem Schutz des Fürsten Onsky, dessen Wunde sie pflegen,“ lautete die Antwort. „Gut, so müssen wir nach Wenden,“ rief der junge Mann. „Wo denkst Du hin, Herr, warf Kleinhedwig erschreckt ein, dort steht der grossmächtige Zar mit seinem Heer, zahllos wie der Sand des Meeres.“ „Gleichviel und Du kommst mit und führst uns.“ „Wer, ich? ich soll gegen meine Kameraden fechten? Niemals!“ „Hört Deine Erkenntlichkeit schon auf? Du, Kleinhedwig, Du hast Dich über die deutsche Herrschaft zu beklagen gehabt, — Du hast Dich hinreichend gerächt. Nun sieh' aber das Unheil an, das Du über Deine Heimat und Deine lettischen Brüder herbeigeführt hast, und frage Dich, ob Dein Gewissen Dich nicht mahnt, das Böse, soviel Du kannst, wieder auszulöschen. Für Dich und Dein Weib soll auf jeden Fall in Polen gesorgt werden, darauf gebe ich Dir mein Wort.“ „Du hast Recht, Herr, sprach nachdenklich nach einer Pause Kleinhedwig, mich drückt schon lange die Reue über mein Kämpfen auf Seiten derer, die in wenigen Tagen dem Lande mehr Uebles zugefügt haben, als Ihr Deutsche in Jahrhunderten, und ist Perkuhns ohnmächtig gegen den Christengott und muss das Volk Letten nach des Schicksals Schluss sich mit einem fremden Stamme verbinden, so soll es wenigstens dem alten und mildern Herrn treu bleiben. Ich bin Euer, gebietet über mich.“

Büring sah sich nun nach dem Exkaplan um; der aber hatte in der Verwirrung und dem Tumult Gelegenheit gefunden zu entweichen. Fast mit Gewissheit war anzunehmen, dass er sich nach Wenden flüchte. Umsomehr musste man sich beeilen ihm nachzusetzen, damit er nicht durch seine Nachrichten über das Herannahen der Freischaar des Feindes ganze Aufmerksamkeit auf dieselbe lenke. Einige Reiter wurden demnach auf der Wendenschen Strasse dem Flüchtling nachgesendet, um ihn womöglich noch zu fangen. Schon im nahen Nurmis erfuhren sie, dass der Kaplan sich dort den besten Renner aus dem Stall geholt, was man nicht verhinderte, da man die Katastrophe noch nicht kannte, die seiner allmächtigen Herrschaft in dieser Gegend ein Ende gemacht, und dass er in der That den Weg nach Wenden eingeschlagen hatte. Eine mehrstündige

Verfolgung blieb ohne Erfolg; es erhellte im Gegentheil aus den Angaben der Landleute, die man unterwegs antraf, dass des Flüchtlings Vorsprung vor den Verfolgern immer bedeutender wurde. Bei der Ammat musste man das Nachsetzen aufgeben, da man am jenseitigen hohen Thalrande die Kochfeuer des grossen russischen Heeres gewahrte. Nach Verlauf von einigen Stunden kam Büring mit seiner Reiterschaar gleichfalls zur Ammat. Einige Zeit hielt er an dem Waldrande still, wo vor kurzer Zeit Fürst Onsky in Boismann's Hände gefallen war, seinen Leuten verbietend den Schirm der Bäume zu verlassen und sich dem Feinde zu zeigen, dessen äusserste Wachtposten jenseit sichtbar waren. Als aber einige Bewegung im Lager drüben merkbar wurde und es Büring nicht unwahrscheinlich schien, dass auf des Kaplans Bericht der Zar einen Theil seines Heeres nach Treiden vorschieben würde, musste die kleine Freischaar dem übermächtigen Stoss ausweichen. Büring ging eine Strecke zurück, dann schlug er sich rechts in den Wald, der Vorsicht halber nur Pferd hinter Pferd. Zugleich sendete er Kleinhedwig, der mit etwa hundert Letten nachkam, die auf ihren kleinen Thieren Bürings Leuten, nicht so rasch hatten folgen können, Nachricht, damit derselbe die Richtung nach dem neugewählten Sammelplatz hin einschlage und gleichfalls ausser den Bereich der Russen komme. Büring war sich wohl bewusst, dass ihm nun bald im Rücken alle Verbindung mit Riga abgeschnitten sein werde, aber Elisabeths Rettung aus der Gefangenschaft lag ja in der entgegengesetzten Richtung. Unangefochten erreichten die Reiter die alte Herrmeister-Strasse, die von Wenden nach Roop führte und lagerten in dem Walde hart an der Aa. Die Fähre über dieselbe war, wie Büring mit Vergnügen bemerkte, nicht zerstört worden, hielt doch der Feind allen Widerstand für unmöglich. Kein Feuer durfte von der kleinen Schaar angezündet werden, man musste sich mit kalter Speise begnügen. Am späten Nachmittag langte Kleinhedwig mit seinen lettischen Streifern an, die, sonst unkriegerisch und demüthig, nun vor wildem Eifer brannten die Unbilden zu rächen. Im Waldesdunkel ward Kriegs Rath gehalten. Kleinhedwig erbot sich, nach dem nahen Wenden voranzugehen, als einer, der sich von Treiden geflüchtet. Er wollte die Feinde durch die Nachricht, dass die Reiterschaar Bürings in Treiden zu bleiben gedenke, irre führen und sollte ja der Kaplan noch zugegen gewesen sein, als er sich Büring ergeben, so wollte er das als eine Kriegslist darstellen, um sich vor Tod oder Gefangenschaft zu schützen. In der Nacht

würde er dann der Freischaar die Hand zum Eindringen bieten, Einen Bauern wollte er nach Wenden mitnehmen und ihn mit einbrechender Nacht bis zum Nachtigallenthal entgegen senden, um vermittels des von demselben auf dem Wege zur Stadt erlangten Ueberblicks über die Vertheilung der feindlichen Abtheilungen, die Ankömmlinge sicher durch dieselben bis zur Mauer durchzuführen, und diejenige Stelle anzugeben, wo Büring den Ueberfall der Feste ermöglichen würde. Das Anerbieten des Riesen ward freudig angenommen, man trennte sich voll Hoffnung auf den guten Ausgang des Unternehmens und Kleinhedwig machte sich mit seinem Begleiter auf den Weg, einige Zeilen Bürings an Elisabeth mitnehmend, worin ihr die nahe Befreiung angekündigt wurde. Wie verabredet brach Büring erst einige Stunden nach eingetretener Dunkelheit auf, setzte über die Aa, die Pferde für's Erste zurücklassend um sie nach gelungener Einnahme Wendens nachkommen zu lassen. Doch hatten die dieselben bewachenden Leute Befehl sie in ein sicheres Versteck zu bringen, damit sie nicht etwa russischen Streifwachen in die Hände fielen. Man gelangte, tiefe Stille beobachtend, auf der Herrmeisterstrasse bis zum Eingang des Nachtigallenthals. Hier stiess man auf eine feindliche Streifwache, die jedoch in der stockfinstern Nacht mit ihren Laternen nur die in ihre Nähe weislich vorgeschobenen grauen Bauerröcke beleuchtete und weiterzog, den Trupp für Aufständische haltend. Nachdem man ihre Entfernung abgewartet, liess Büring den doppelten Krähenschrei erschallen und gleich darauf tauchte aus der Dunkelheit der Begleiter Kleinhedwigs auf. Seine Nachrichten waren sehr günstige. Der Zar hatte, nachdem er des Kaplans Bericht über die Ueberrumplung Treidens angehört, sich unverzüglich mit dem grössten Theil seines Heeres dorthin aufgemacht, das Belagerungsgeschütz aber, um es gegen einen unvermutheten Handstreich zu schützen, in die Stadt Wenden geschafft. Die zurückgebliebenen Truppen standen in verschanzte Lager vertheilt um die Stadt herum, soweit sie nicht in ihr selbst Unterkommen gefunden. Büring ordnete seine Schaar so, dass sie nur eine schmale Front von zwei Mann darbot, jedoch so dicht als möglich zu einander hielt um in der Dunkelheit beisammen zu bleiben und schärfte nochmals die Beobachtung der grössten Stille ein. Wie eine riesige Schlange wand sich der Zug lautlos, von dem Bauer geführt, zwischen zwei feindlichen Heerhaufen durch und man hörte in der ruhigen Nachtluft deutlich das sorglose Gähnen einer nahen Schildwache. Niemand von der kühnen Schaar erlaubte sich anders als schleichend aufzutreten, wohl

wissend wie leicht der glückliche Ausgang des Wagnisses an einem unvorsichtigen Räuspern scheitern konnte. Man erreichte ohne irgend welche Aufmerksamkeit erregt zu haben die Stadtmauer und der Führer machte auf einen kürzlich von den Russen erbauten, sich an dieselbe lehenden Pferdestall aufmerksam. Von dem Dach des letztern, welches Büring mit Mister William und andern Seeleuten rasch erkletterte, gelangten sie vermittels einer ledernen Leiter auf die Mauer, wo Kleinhedwig, der eine Blendlaterne trug, sie empfing und mit ihnen zum Arrascher Thor eilte. Dorthin geleitete unterdessen von aussen der lettische Führer die Hauptschaar, welche Büring beim Pferdestall verlassen hatte. Die schlafende Thorwache wurde von Letzterem und seinen Begleitern leicht und ohne Geräusch überwältigt, das Thor geöffnet und die Zugbrücke herabgelassen. Bald war die ganze Freischaar in der Stadt und man eilte ohne Lärm zu machen zu demjenigen inneren Thor, welches Schloss und Stadt verband. Hier traf man eine Strelitzenwache an, mit der ein kurzer, aber heisser Kampf zu bestehen war. Durch das Knallen der Gewehre aufgeschreckt eilten die Feinde von beiden Seiten, sowohl von der Burg, als aus der Stadt herbei. Ein Gefecht begann, das jedoch von geringer Dauer war; denn in der Finsterniss wurde die Verwirrung unter den Russen grenzenlos und nicht geringer die Bestürzung über den unerklärlichen Ueberfall. Die in der Stadt glaubten die Burg bereits in der Gewalt der Eindringlinge und umgekehrt. So hatte bald jeder Widerstand aufgehört, besonders da Deutsche und Letten mit wahrer Rachewuth Alles niedermetzelten was ihnen in den Weg kam, und Strelitzen, Bojaren und Soldaten suchten sich ins freie Feld zu retten, so gut als es eben ging. Nachdem Büring sich überzeugt hatte, dass Stadt und Burg vom Feinde gesäubert waren, ergriff er die nothwendigsten Maassregeln um sich ihren Besitz zu sichern, bewaffnete die noch nicht in die Gefangenschaft abgeführten Bürger, liess die Thore wohl verwahren, nachdem die Pferde seiner Schaar glücklich hereingebracht waren, und trug Sorge, die von den Russen bereits ausgebesserte Bresche in der Stadtmauer vollends zu schliessen. Auch ordnete er die Beerdigung der in den Trümmern des gesprengten Schlossflügels noch umherliegenden halbverwesten Leichen der Deutschen an. Erst nachdem er auf diese Weise den Pflichten seines Führeramts entsprochen, eilte er dem angstvollen Drange seines Herzens genug zu thun und begab sich, von Kleinhedwig geleitet, zu dem Hause in der Stadt, welches Elisabeth bewohnt hatte. Finsterniss starrte

aus den Fenstern und die Hausthür stand weit offen. Wüste Unordnung herrschte drinnen, kein Mensch liess sich sehen, auch Gertrud war verschwunden. Stumm blickten die beiden Männer einander an und dürsteten nach Aufklärung über das hier Vorgefallene. Dass von ihren Leuten keine Plünderung begangen, dessen waren sie völlig gewiss, und die fliehenden Russen hätten keine Zeit dazu finden können, selbst wenn ihnen in solchem Augenblick ein derartiger Gedanke gekommen wäre. Nach mehrmaliger Durchsuchung aller Gemächer fand endlich Kleinhedwig ein zusammengerolltes Papier. Er gab es Buring, welcher es hastig entfaltete. Es waren einige Zeilen darauf von Elisabeths Hand. „Der Fürst zwingt mich und Gertrud in diesem Augenblick, wo der Befreiungskampf tobt, mit ihm nach Arrasch . . .“ Mehr hatte sie in der Eile nicht schreiben können, Buring war voll Eifer ihr sofort zu folgen um sie den Klauen des Räubers zu entreissen, aber dem widersetzte sich Kleinhedwig. Obschon er selbst wegen seiner Gertrud herzlich bekümmert war, stellte er dem jungen Mann mit eindringlichen Worten vor, wie sehr von seiner Anwesenheit in Wenden dessen Behauptung abhing und wie dieser Besitz und seine Person durch eine nächtliche Irrfahrt aufs Spiel gesetzt werde. Konnte nicht mit nur zu grosser Wahrscheinlichkeit ein ausfallender Trupp durch die Russen gänzlich abgeschnitten werden, besonders da diese bald gewahr werden mussten, dass sie es nur mit einer sehr geringen Streitmacht zu thun hatten und sich rasch von der ersten Bestürzung erholen mussten. Zudem wurde, was unter dem Deckmantel der Nacht möglich gewesen war, bei dem nahenden Morgen unzweifelhaft nur nutzloses Opfer; auch war die Mannschaft übermüdet und ruhebedürftig. Buring musste diesen überzeugenden Gründen nachgeben, Trauer im Herzen tragend über die nur halb geglückte Unternehmung, deren Hauptzweck für ihn verfehlt war. Man stellte Wachposten aus und ergab sich dem Schlummer.

Unterdessen ging die Flucht der Russen in beispielloser Verwirrung vor sich. Nach allen Seiten stoben sie auseinander und oft ereignete es sich in der stockfinstern Nacht, dass sie unter einander in ein Handgemenge geriethen, sich gegenseitig für Feinde haltend. Inmitten dieser Tumulte und des ringsum herrschenden panischen Schrecks bewahrte nur eine kleine erlesene Reiterabtheilung gute Haltung. Sie geleitete eine kleine Karawane nach Arrasch und wusste derselben einen Weg durch die Flüchtenden zu brechen, welche die Heerstrasse bedeckten. In der Mitte des Zuges befand

sich eine Sänfte, welche von einigen starken, einander häufig abwechselnden Trägern rasch fortgebracht wurde. Darin lag mit verbundenem Kopf, das blasse, gelbliche Gesicht von Ingrim durchfurcht, Fürst Onsky und trieb unablässig zur Eile an, dann und wann sich an die neben ihm reitende Elisabeth wendend, welche, in einen weiten grauen Mantel gehüllt, in ihrem Sattel mehr hing als sass. Schweigend hörte sie die rohen Flüche des sich nun nicht mehr den mindesten Zwang anthuenden Asiaten an, der ihr zuschwor sie, da sie noch jetzt, wo ihr Vater und ihr Ehegatte todt und sie ganz alleinstehend in der Welt die Ehre seine Gemahlin zu werden nicht zu schätzen wisse, zu seiner niedern Sklavin zu machen. Der Kaplan, welcher mit im Zuge war und sein Geschick schon längst in des Fürsten Hand gelegt, auf dessen glänzende Versprechungen bauend, liess es nicht an Ermahnungen fehlen, um den Wünschen seines neuen Gebieters bei Elisabeth Eingang zu verschaffen. An Stelle der bis in den Tod betrübten und nur durch Androhung brutaler Misshandlung zur Theilnahme an der Flucht gezwungenen jungen Frau, nahm die auf einem Klepper gleichfalls in der flüchtenden Gruppe reitende Gertrud kecklich das Wort. Sie drohte für jede ihrer Herrin zugefügte Beleidigung mit des Zaren Rache, welcher Elisabeth wie seine Tochter anzusehen gelobt habe. „Schweig, Weib eines Verräthers“, herrschte der Fürst sie an. „Man sollte Deinen Kopf dem elenden Bauerkerl, der die hohe Ehre, Strelitze zu sein, nicht zu würdigen versteht und mit Füssen tritt, über die Stadtmauer zuwerfen. Aber wartet nur, fuhr er wüthend fort, erhob sich etwas und drohte nach dem rückwärts liegenden Wenden hin, „wartet nur, morgen kommt sicherlich der grossmächtige Zar mit seinem Heer nach Wenden zurück und nicht ein Stein wird in der Stadt auf dem andern bleiben. Dein Mann hat Andre mit seinen Fabeln von Kriegslist getäuscht, nicht mich, der ich leider den Zaren nicht rechtzeitig zu meiner Ansicht zu bekehren vermochte. Kleinhedwig und der freche Kaufmannssohn, welcher mit dem grossmächtigen Herrscher von Moskau Krieg zu führen sich erdreistet, werden eine Strafe erleiden, von welcher die ganze Mit- und Nachwelt schauernd erzählen soll.“ Hier ächzte er tief auf und namenlose Schmerzen durchwühlten sein Hirn, so dass die Sänfte stillhalten musste. Elisabeth und Gertrud, deren Pferde von den bewaffneten Begleitern in rascher Gangart erhalten worden waren, horchten in diesem Augenblick der Ruhe, ob nicht irgend welches Kampfgeräusch ihnen Hoffnung auf Befreiung ver-

künde, aber sie vernahmen nichts als Hufschläge und russische und tatarische Laute vorbeijagender Flüchtigen. Nachdem sich der Fürst die Wunde am Kopf neu hatte verbinden lassen, setzte man sich wieder in Bewegung und sah endlich im Morgengrauen die Mauern von Arrasch vor sich.

### 7. Wechselseitige Rettung.

Am nächsten Tage ragten Städtchen und Burg Wenden wie eine Felseninsel aus dem wogenden Menschenstrom hervor, der in lebhaftester Bewegung ihre Mauern umflutete. Der Zar, den die Kunde von dem Verlust der besten Feste des Landes auf dem Wege nach Treiden eingeholt, liess unverzüglich sein ganzes Heer wieder umkehren um dieselbe — es koste was es wolle — abermals in seine Gewalt zu bekommen. Man hatte eilig Sturmleitern angefertigt und der Herrscher befahl einen allgemeinen Angriff. Unter wildem, die Luft zerreissendem Hurrahgeschrei rückten dichtgedrängte Massen von allen Seiten gegen die nur schwach mit Vertheidigern besetzten Mauern an, von denen herab das erbeutete russische Belagerungsgeschütz gegen die nun dieser mächtigen Hülfe Beraubten donnerte und die fürchterlichsten Verheerungen unter ihnen anrichtete. Vergebens bemühte sich der um die Angreifenden aufgestellte Kreis von Reitern die Zurückweichenden in den Kampf zu treiben, zuletzt liessen sie sich selbst durch Säbelhiebe nicht mehr vorwärts bringen. Alles wendete sich vollends zur wildesten Flucht als Büring mit Kleinhedwig, Mister William und andern Gefährten einen Ausfall zu Pferde unternahm und in die verwirrte, betäubte Masse einhieb. Die blitzende Wand der Strelitzengarde, die nicht zu durchbrechen war, hemmte die weitere Verfolgung und zugleich versuchte ein Reitercorps den Ausgefallenen den Rückweg zur Stadt abzuschneiden. Büring kehrte mit seinen Genossen um und da der Anführer des feindlichen Reitercorps den Fehler beging seine Leute nicht ihnen entgegen in Bewegung zu setzen, sondern sie stillhalten liess und nur ihre Lanzen vorstrecken, so gelang es den im raschesten Rosseslauf ansprengenden Deutschen leicht die Reiterlinien zu durchbrechen und die Stadt ohne erheblichen Verlust wieder zu erreichen. Noch zweimal wurden die stürmenden Russen in derselben Nacht von den wachsamen Vertheidigern zurückgeschlagen. Die Belagerer erlitten dabei eine so starke Einbusse, dass der Zar, trotz seines Zorns über die hartnäckige Vertheidigung der ihm ent-

rissenen Beute, sich auf eine Umzingelung Wendens ausserhalb des Bereichs des Feuers der sobald nicht wieder zu ersetzenden Geschütze, welche er aus Deutschland sich hatte kommen lassen, beschränkte und allen Erfolg nicht mehr von der Gewalt, sondern vom Aushungern der Belagerten erwartete. In der That gerieth Biring nach einiger Zeit in Verlegenheit, wie er seine Leute ernähren sollte, deren Ausdauer er namentlich durch die Hoffnung auf Entsatz durch ein polnisches Heer aufrecht erhielt. Aber ein Tag nach dem andern verging und nichts deutete an, dass im Rücken der Moskowiter etwas vorgehe, was sie beunruhigte. Die Chronik hat uns sogar die Zahl der geopferten Thiere überliefert; es waren deren 124. Da würde Biring in seinem Vertrauen auf die von Chodkiewicz zugesagte Hülfe wankend und beschloss, sich nach Riga durchzuschlagen, um Entsatz zu holen. Unterdessen sollte Kleinhedwig mit seinen Letten die Vertheidigung der Burg und Mister William mit den übrigen Bewaffneten die der Stadt übernehmen. Biring selbst wählte sich 40 junge Rigaer aus seiner Mannschaft aus und gab ihnen die gleiche Zahl der besten noch vorhandenen Pferde.

Der Regen fiel in Strömen vom Himmel, ein scharfer Ostwind heulte über das Land und es war tiefe Nacht, als Kleinhedwig das Ronneburger Thor öffnen liess und einen Ausfall unternahm, der des Feindes ganze Aufmerksamkeit auf diese Seite zog. Als der Lärm des Kampfes gehörig angewachsen war, brach Biring auf der entgegengesetzten Seite mit seiner erlesenen Reiterschaar aus dem Arrascher Thor hervor und zersprengte die hier geschwächte Kette der Belagerer in einem Anlauf. Bald hatte er das Lager hinter sich und eilte auf Riga zu. Allerdings war die Versuchung gross für ihn gewesen, zuvor noch einen Handstreich auf Arrasch zu unternehmen um Elisabeth zu befreien; allein mit frischer Selbstverleugnung hatte er des Landes Heil, welches an der Rettung Wendens hing, über seines Herzens Drang gestellt. Auch hatte ihm der kühler denkende Kleinhedwig bereits vorgestellt, wie es nicht nur unwahrscheinlich sei, dass Fürst Onsky mit den Frauen sich noch dort befinde, sondern wie auch jetzt die gewitzigten Russen zu überraschen weniger leicht gelingen würde. Zwar hatten die bei dieser Unterredung anwesenden Patriziersöhne enthusiastisch erklärt ihrem jungen Landsmann vertrauensvoll überall hin folgen zu wollen, wohin er sie zu führen für gut fände, allein Biring selbst musste sich seufzend die Richtigkeit von des Letten Bemerkungen bekennen. Nach Riga war der Ruf seiner unglaublich kühnen Thaten und

glänzenden Erfolge, die sich mit dem Glorreichsten, wovon die Geschichte berichtet, messen können, ihm vorausgegangen und er wurde, als man seine Ankunft vernommen, von Magistrat und Bürgerschaft auf das Freudigste als rettender Held begrüßt. Doch mehr noch als diese Anerkennung seiner Verdienste verscheuchte seine Niedergeschlagenheit die Wahrnehmung, dass seine Einnahme von Treiden und Wenden ihm zugleich des Vaters Herz erobert und dessen Abneigung völlig besiegt hatte. Er musste von ihm die Mittel zu einem neuen Zug annehmen und hatte bald 300 neue Freiwillige beisammen, alle vortrefflich beritten. Mit ihnen nahm er die Richtung auf Arrasch, liess überall wo er hinkam Quartier für 30,000 Mann ansagen und verkündete zugleich, es sei ein grosses polnisches Heer im Begriff auf Moskau loszurücken. Buring ging langsamer als bei seinem ersten Zuge vorwärts, da er mit Recht dieses mal mehr auf den Schrecken seines Namens und die Wirkung der ausgestreuten Gerüchte zählte als auf Handstreich.

Die Kunde von seinem Nahen gelangte bald nach Wenden und bewog den Zaren die Belagerung aufzuheben und sich nach Russland zurückzuziehen. Die Führung der 4000 Strelitzenreiter starken Nachhut ward dem nun leidlich genesenen Fürsten Onsky anvertraut, welcher mit Elisabeth, Gertrud und dem Kaplan bald nach des Zaren Abzug von Wenden Arrasch verlassen hatte. Die Beziehungen dieser Personen zu einander waren die alten geblieben. Des Fürsten Leidenschaft für Elisabeth, das schönste Frauenbild, welches ihm je vorgekommen und dessen geistigen Gehalt wenigstens zu ahnen selbst diesem Barbaren gegeben war, wurde durch das kalte, abstossende Wesen, womit sie seine Huldigungen aufnahm, nur noch mehr in Gluth gesetzt. Die Wehmuth, welche seit Jahren in ihrer Seele Wurzel gefasst, hatte ihre frühere Lebhaftigkeit gedämpft ohne ihrer Schönheit zu schaden, ja sie hatte dieselbe nur noch erhöhen und gewissermaassen verklären können. Ab und zu liess der Fürst, über die erfahrene Zurückweisung erbittert, sich vom Zorn übermannen und nur der Hinblick auf des Zaren Schutz, welcher Elisabeth zugesagt worden und an den Gertrud in solchen Fällen erinnerte, vermochte ihn sich etwas zu zügeln. Dafür stellte er der treuen Zofe in Aussicht, sobald sie nur erst in Moskau wären, sie durch unerhörte Martern für die Ermunterungen zum Widerstand, mit denen sie ihre Gebieterin unterstützte und in denen er das grösste Hinderniss für die Erreichung seiner Wünsche sah, zu bestrafen. Gertrud schauderte dann wohl innerlich zusammen, liess

sich aber nicht beugen. Der Fürst hatte die beiden Frauen von einander trennen wollen, aber die sanfte Bitte Elisabeths, ihr nicht den letzten Trost zu rauben, war hinreichend gewesen um ihn diesem Gedanken entsagen zu machen. Der Kaplan, welcher früher sich viel Mühe gegeben hatte, um Elisabeths hartnäckige Abneigung gegen den Fürsten zu besiegen, war von letzterem in der härtesten Weise zum Schweigen angehalten worden und ritt jetzt des Weges dahin, in Gedanken versunken, wie er es anstellen sollte um beim Zaren selbst in Gunst zu gelangen. Elisabeth, in einen grossen Mantel gehüllt, dessen Kapuze sie sich über das Gesicht gezogen, gab weder auf ihre Umgebung noch auf den Weg Acht, den sie nahm, und fühlte sich von stummer Verzweiflung durchwühlt über diese abermalige Flucht vor dem nahenden Freunde, der durch seine Grossthaten vollends die letzte Verschanzung des ehemaligen Adelsstolzes in ihrem Herzen niedergeworfen hatte und mit dem sie hinfort jedes Schicksal zu theilen sich stark genug fühlte. Häufig beschlichen sie Zweifel, ob er noch jetzt, nach der erfahrenen Abweisung Anspruch auf ihre Hand würde erheben wollen und ob nicht die Zeit, die Hofdamen zu Wilna, die ihm jetzt offenstehende Wahl unter den vornehmsten Töchtern des Landes alles wärmere Interesse für das treidensche Fräulein aus seinem Herzen hinweggeschwemmt hätten. Allein sie brauchte nur an den ungestörten Einklang ihres früheren Zusammenlebens zurückzudenken, um die Ueberzeugung von der Fortdauer seiner Zuneigung in ihrem Gemüth neu auflodern zu fühlen. Mit Grauen wurde sie sich dann der Gegenwart bewusst, des ihrer in Moskau harrenden Looses, und wieder lagerte sich bleierne Verzweiflung auf ihre Seele.

Man gelangte in einen dichten Lindenwald und das gefallene welke Laub raschelte unter den Hufen der Pferde. Die Strelitzen zogen in bester militärischer Ordnung einher, in ihrer Mitte die beiden Frauen und der Kaplan, während der Fürst gerade beim Vortrab sich befand. Die Luft war frisch und klar, wie sie an schönen Herbsttagen zu sein pflegt; ausser dem Huftritt und dem Wiehern der Pferde hörte man kaum einige leise gewechselte Worte der Reiter und nur dann und wann das Krächzen schwärmender Krähen und Raben. Da wurde die endlich gleichfalls ihren Muth sinken fühlende Gertrud aus ihren Träumereien durch einen doppelten Krähenschrei geweckt, der rechts aus der Richtung vor ihnen erschallte und sofort durch einen gleichen von links her beantwortet wurde. Sie lenkte ihr Pferd an Elisabeths Seite und flüsterte ihr das Wort „Rettung“ zu, worauf diese die Zügel

ihres Zelters scharf zusammenfasste. Aber auch der Kaplan war auf diesen eigenthümlichen Krähenschrei, den er von Treiden her kannte, aufmerksam gewesen und das zugeflüsterte Wort „Rettung“ war ihm nicht entgangen. Er drohte mit der Hand den beiden Frauen und sprengte unverzüglich nach vorn um den Fürsten zu warnen. Kaum hatte er ihn erreicht, als auch die den Zug in geringer Entfernung begleitenden Wachen von beiden Seiten mit dem Ruf „der Feind“ herbeigeeilt kamen, gefolgt von zwei Reiterschwärmen, die aus den entgegengesetzten Rändern der Waldlichtung, in der man sich eben befand, hervorbrausten. Mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart theilten sich auf des Fürsten Wort die erprobten moskowitischen Streiter in zwei Theile und warfen sich dem Feind entgegen. Der eine dieser anrennenden Trupps hatte einen jungen Mann zum Führer, dessen Visir aufgeschlagen war. Der Ruf „Büring! Büring!“ erschallte bei den Angreifenden und wurde von den Strelitzen mit Bestürzung wiederholt. Ungeachtet ihrer grossen Ueberzahl wendeten sich viele von ihnen zur Flucht, wurden aber durch des Fürsten Zuruf und eigenes Beispiel wieder mit in das Reitergefecht gerissen. Lange wogte der Kampf hier sowol wie auf der andern Seite, wo Kleinhedwig focht, unentschieden hin und her, bis Büring am Arm verwundet wurde. Auf seine Gefangennahme richteten die Moskowiten alle ihre Anstrengungen und der Sturz von Bürings erstochenem Pferde, welches den Reiter mit in seinen Fall verwickelte, entschied den Sieg zu ihren Gunsten. Die kleine Zahl der Angreifer zog sich, nachdem sie die Hälfte der Ihrigen auf dem Kampfplatz gelassen, in den schützenden Wald zurück. Büring selbst gerieth in Gefangenschaft. Des Fürsten höhrende Worte, der sein heutiges Missgeschick mit der missglückten Werbung in Treiden auf gleiche Linie stellte, nahm er mit finstern Schweigen hin. Doch bald tauschten die beiden Gegner ihre Stimmungen mit einander aus; Bürings Niedergeschlagenheit und des Fürsten Triumph verkehrten sich in ihr Gegentheil durch eine Botschaft des Kaplans. Dieser war, nachdem er dem Fürsten die Bedeutung des Krähenschreis erklärt hatte, zu den Frauen zurückgeeilt. Kaum erfolgte der Angriff, so benutzten die letztern die dadurch entstehende Verwirrung, rissen ihre Rosse herum und jagten in der Richtung zurück, aus der sie gekommen. Sie waren so glücklich gewesen, sich im Augenblick ihrer Flucht der Pistolen in den Halftern ihrer Wachen bemächtigen zu können und Gertrud öffnete den Weg, indem sie eine derselben vorstreckte, während Elisabeth

mit der andern den Kaplan bedrohte, welcher anfänglich ihnen nachsetzte, bald aber die Verfolgung, die ihm nur sichern Tod gebracht hätte, aufgab. Alle andern Reiter waren vom Kampf in Anspruch genommen und einige Schüsse die nicht trafen, waren Alles, was man den Flüchtigen nachsendete, die im Walddickicht verschwanden. Der Fürst schäumte bei dieser Nachricht, verhiess dem Kaplan die grässlichste Bestrafung, wenn er die Frauen nicht wieder in seine Gewalt liefere, und auf Büring fiel, wie sich denken lässt, die grösste Wucht seiner Rache. Er sollte nur noch den Triumphzug in Moskau zieren und dann als des Fürsten Sklave dessen Grimm schutzlos ausgesetzt sein. Das war eine bittere Aussicht, der der junge Mann, von dem erhebenden Bewusstsein, Vaterland und Geliebte befreit zu haben gekräftigt, durch freiwilligen Tod zuvorzukommen beschloss. Die Wunde am Arm blutete stark und er widersetzte sich deren Verband, bis man seine Absicht merkend mit Gewalt drohte. Auch seinen andern Arm schnürte man ein um ihn zu hindern den Verband wieder abzureissen und hob ihn auf's Pferd. Der Fürst sammelte seine Leute, die ihren Sieg durch bedeutenden Verlust bezahlt hatten und sendete einige Späher nach rückwärts aus um zu erfahren, ob die Deutschen nicht noch einen Angriff zur Befreiung Bürings wagen wollten, so unwahrscheinlich bei ihrer kleinen Zahl eine solche Absicht auch erschien. Dann zog Onsky weiter bis an das Ende des Lindenwaldes und machte bei einigen rothen Sandsteinfelsen Halt um zu rasten und die Nachrichten der Späher abzuwarten.

Was ging mittlerweile bei den Deutschen vor? Elisabeth und Gertrud hatten den Lauf ihrer Pferde gehemmt, sobald sie sich ausser dem Bereich des Kampfes sahen, und horchten angestrengt auf den Lärm der zu ihnen herüberschallte, als wollten sie den Ausgang errathen. Lang dauerte der Lärm des Gefechts in ungeschwächtem Grade fort, endlich hörte er auf und bald vernahmen die zur weitem Flucht bereiten Frauen das Herannahen eines Reitertrupps. Derselbe hielt in ihrer Nähe in einer Lichtung des Waldes still; sie hörten deutsche Laute, kamen aus ihrem Versteck hervor und gaben sich den erschöpften Reitern, die sich gelagert, als Landsmänninnen zu erkennen. Ihr warmer Dank für die Befreiung wurde kühl aufgenommen und mit der Bemerkung erwidert, wie theuer dieselbe durch die Gefangenschaft Bürings, des Landesretters, erkauft sei. Elisabeths eben noch nach langer düsterer Zeit aufjubilendes Herz sank wieder in tiefe Betrübniß zurück. Doch nur auf einen

Augenblick; dann überströmte ein neues heisses Gefühl die junge Frau. Mit flammendem Auge und glühender Wange forderte sie die Krieger auf, mit ihr das Aeusserste an die Errettung des Helden von der grausamen, feindlichen Rache zu wagen. Die ermüdeten Männer staunten die in ihrer Begeisterung wunderbar schöne Frau an, blieben aber stumm, eingedenk der Vergeblichkeit des eben auf das Tapferste bestandenen Kampfes gegen die grosse Ueberzahl der Feinde. Nur Mister William und einige Wenige erklärten sich bereit ihr zu folgen. Elisabeth wollte ein nutzloses Opfer nicht annehmen, sondern erklärte mit Thränen im Auge, sich, wenn nicht Alle mit ihr kämen, dem Feinde wieder überliefern zu wollen, hoffend, er werde sie als Lösegeld für Büring annehmen. Gertrud war entschlossen der Gebieterin Schicksal zu theilen, obgleich diese alle Ueberredung aufbot, sie davon abzubringen. Während dessen kam eine zweite Reiterschaar herbei in grauen Röcken, ebenso erschöpft und vom durchfochtenen Streit mitgenommen, wie die erste. Es waren Letten, welche Kleinhedwig führte. Sowie er sein Weib erblickte, warf er sich vom Pferde, eilte auf die Befreite zu und immer wieder hob der lange Mann die kleine Gertrud zu sich empor um sie zu küssen. Da wurde er Elisabeths gewahr, nahte sich ihr und berührte voll Ergebenheit deren Gewand mit seinen Lippen. Sie legte ihre kleine Hand auf seine breite Schulter und sprach zu ihm im herzlichsten Ton, die tiefblauen Augen flehend zu seinen lichtgrauen erhebend: „Kleinhedwig, der Mann, dem Ihr Euer Leben, dem Ihr Euer Weib dankt, der ganz allein auf Treiden Euch vor grausamer Marter bewahrte, Ihr wisst es, was er dabei auf's Spiel setzte, dieser Mann, der heute Euer Weib aus Feindes Hand befreit, er ist jetzt gefangen. Helft mir ihn befreien.“ Zugleich erklärte Gertrud, dass ihr Schicksal mit dem ihrer Herrin eng verknüpft sei und dass sie, wenn Männer weniger Muth hätten als Frauen, sich zugleich mit der Gebieterin dem Feinde wieder überliefern werde, um ein Lösegeld für Büring zu bilden. „Gewiss bin ich zur Hülfe bereit und wäre es um den Preis meines Lebens!“ sagte Kleinhedwig. „Auf, meine Gefährten!“ rief er, sich forschend umblickend, „nur verstattet uns und den Pferden einige Rast und dann soll es an uns nicht fehlen. Was sollte auch aus dem Lande und uns werden, wenn die Russen nun da das Hauptbollwerk gegen ihre Ueberchwemmung ihnen in die Hände gefallen, ermuthigt umkehren?“ Die noch Bedenklichen wurden durch einige begeisterte Worte der jungen Frau, die sich ein Schwert umschnallte und Pistolen zu sich

nahm, vollends hingerissen und Alle schworen ihr zu, den Mann, an dem des Vaterlandes Rettung hing, zu befreien oder zu sterben. Nach einiger Zeit war man zum Aufbruch fertig und Elisabeth, deren ganzes Wesen von düstrer Energie brannte, riss ohne Widerspruch das Kommando an sich. Sie wählte einige junge Letten aus, die ihr die geistig Aufgewecktesten zu sein schienen, welche sie als eine Kette von Vortruppen gebrauchen wollte. Sie gab ihnen an, in welcher Weise sie vorsichtig vorwärts zu dringen hätten, um auf der ganzen, möglichst ausgedehnten Linie zu gleicher Zeit Feuer zu geben, sobald sie auf den Feind stossen würden, damit die Russen wenigstens über die Richtung aus der sie den Angriff zu erwarten hätten, im Unklaren blieben. Die Bauerbursche sprengten vorwärts und jagten bald die vom Fürsten Onsky abgesendeten Späher auf. Unterdessen ordnete Elisabeth ihre Reiter in Geschwader, welche abwechselnd Angriffe auf den feindlichen Reitertrupp machen sollten, wo der gefangene Buring sich befände, bis dessen Befreiung gelungen sei. Sie und Kleinhedwig setzten sich an die Spitze des aus dem auserlesensten Deutschen und Letten bestehenden Haupttrupps und man brach auf.

Während so die kühnen Befreier heranzogen, hatten die Späher den Fürsten von ihrem Nahen in Kenntniss gesetzt. Um sie zu verderben schlug der Kaplan eine List vor und der Fürst, dem sie sichern Erfolg zu versprechen schien, genehmigte freudig ihre Ausführung. Ein Theil der Reiter, den gefangenen Buring mit sich führend, sollte eine verstellte Flucht unternehmen und eine andere in einer nahebei befindlichen Sandsteinhöhle untergebrachte Abtheilung würde die verfolgenden Deutschen durch ein Seitenfeuer erst in Verwirrung setzen und dann vereint mit den Kameraden, die beim Knall der Gewehre umkehren sollten, niedermetzeln. Man traf rasch die nöthigen Anstalten: die Pferde derjenigen, welche sich in der Höhle, im Lande die Teufelhöhle genannt, verbergen sollten, wurden mit Stricken dicht am Eingange befestigt, damit die Hervorbrechenden ohne Zeitverlust in die Sättel kämen, man machte die Flinten schussfertig und der Kaplan begab sich mit einem grossen Theil der Mannschaft in die Höhle. Die andern bestiegen die Pferde. Die Zügel des Thieres auf dem der gebundene, über die unerwartete und nothwendig verderbliche Unternehmung der Seinen seufzende Buring sass, ergriffen der Fürst und ein Bojar. Da fielen schon die ersten Schüsse der Heranziehenden und bald sah der ungeduldige, racheglühende Fürst den deutschen Reitertrupp mit Elisabeth an der

Spitze, deren geschwungenes Schwert im Sonnenstrahl blitzte, aus dem nahen Walde hervorbrechen. Die moskowitischen Reiter flohen und Elisabeth setzte, Büring erkennend, den die Feinde mit sich fortrissen, ihr Ross in gestreckten Galopp, welchem Beispiel ihre Begleiter folgten. Als sie an der Höhle vorbeigekamten fiel eine Salve, die aber wenig Schaden anrichtete. Zugleich mit dem Knall der Gewehre jedoch erschallte aus derselben Richtung ein gellender Klageschrei, der sofort durch das Gepolter der zusammenstürzenden Wölbung der Höhle erstickt wurde, deren weicher Stein der Pulverexplosion nicht zu widerstehen vermocht hatte. Die Reiter hielten und sahen sich um. Ein Augenblick grauser Stille bei Freund und Feind. Aus der nun halbverschütteten stummen Oeffnung der Felswand drang mit Rauch gemischt rother Staub in Wolken hervor und die Strelitzen, welche auf den Schall der Salve umgekehrt waren, ergriffen, als ihnen das Geschehene klar wurde, entsetzt die Flucht. Dem Fürsten Önsky, auf dessen Befehl nicht gehört wurde, blieb nichts übrig als dem allgemeinen Beispiel zu folgen. Indessen liessen weder er noch sein Begleiter die Zügel von Bürings Pferd fahren. Elisabeth jagte mit ihren Begleitern ihnen nach. Als die beiden Russen bemerkten, dass des Gefangenen Thier nicht mehr mit ihren Rennern gleichen Schritt halten konnte, zogen sie ihre krummen Dolche um Büring niederzustecken. Elisabeth stiess einen gellenden Schrei aus, ihre beiden Pistolen blitzten rasch nach einander in ihrer Hand auf und die beiden Russen fielen zu Boden. Bürings fortstürmendes Pferd ward von der jungen Frau überholt und zum Stehen gebracht. Mit zitternder Hand schnitt Elisabeth Bürings Bande durch und alsbald lag sie mit hochklopfendem Herzen an seiner von namenloser Wonne durchzogenen Brust. Kleinhedwig, Gertrud im Arm, stand daneben und murmelte: „Perkuhns hat gerichtet“. Freudenthränen flossen in seinen rauhen Bart. Nach dem ersten Freudenrausch schritt man auf Bürings Geheiss zur Aufgrabung der Höhle, um etwa noch Lebende zu retten, wiewohl etwas widerwillig, da jener Zeit menschliche Rücksicht auf den überwundenen Feind fremd war. Man fand nur Todte; unter ihnen den Kaplan, welchem ein herabfallendes Felsstück den Kopf zerschmetterte hatte. Unterdessen verband Gertrud die Wunden des am Boden liegenden Fürsten und seines Begleiters. Dann brach der ganze Zug auf und ritt nach Wenden zurück, wo die Befreier mit namenlosem Jubel empfangen wurden.

Die Kunde von der Katastrophe in der Teufelshöhle wirkte wie ein Gottesgericht auf die weichenden Feinde und beschleunigte ihren Rückzug.

Mister William und die andern Seeleute nahmen von dem dankbaren Buring in Wenden Abschied, glücklich bei solchen Grossthaten mitgeholfen zu haben. Fürst Onsky wurde, nachdem seine Wunden geheilt waren, in seine Heimat zurückgesandt. Kleinhedwig bot man vergebens Ehrenstellen an; er begnügte sich mit der Verwalterstelle auf Treiden, wo er und Gertrud Gegenstände der Liebe und Verehrung für alle Letten und weit umher wurden. Bald tummelte sich dort auf dem Burghof eine hübsche Zahl Deutsche angehender Riesen um ihre glücklichen Aeltern.

Buring selbst aber, Livlands gefeierter Retter aus tiefster Noth, erhielt von den Ständen des Landes die Besizung Kolzen zum Dank und sah, mit Elisabeth, der Erbin Treidens, nach Jahresfrist vereinigt, ruhigere Zeiten über sein Vaterland aufgehen unter dem Schirm Polens, dem es seine Geschicke anvertraute, und eine lebenskräftigere Moral aus der wurzelfassenden Lehre des gereinigten Glaubens allmählig Herrschaft gewinnen.

---

## Die Einnahme von Ismail im Jahre 1790.

Ein Beitrag zur Geschichte des russisch-türkischen  
Krieges 1787—91.

---

Die Türkei hatte 1774 in den Frieden von Kutschuk-Kainardschi willigen müssen, einige Jahre später erfolgte die Annexion der Krym. Immer klarer wurde es, dass Russland nicht stehen zu bleiben gesonnen, dass es vielmehr entschlossen sei, die orientalische Frage endgültig zu lösen. Das griechische Project tauchte auf. Die Unterthanen der Pforte standen wiederholt im Bündniss mit Russland. Im Jahre 1787 erfolgte sodann jene Reise der Kaiserin Katharina in den Süden, welche vornehmlich den Zweck hatte, der Kaiserin, dem Kaiser Joseph und aller Welt zu zeigen, über welche ungeheueren Machtmittel Russland verfüge. Die Flotte in Sewastopol; die Landarmee, deren Bildung und Ausrüstung kolossale Summen gekostet hatte, schienen zu genügen, um die Existenz der Pforte zu bedrohen.

Dennoch wollte Russland im Jahre 1787 noch keinen Krieg mit der Türkei. Als die letztere, geängstigt durch die steigende Macht Russlands und die trotzige Haltung Potemkins, gereizt durch die Hetzereien der Westmächte, namentlich zu energischem Widerstande gegen Russland von dem englischen und dem preussischen Gesandten angespornt, im August 1787 den Krieg erklärte, war Russland überrascht: es zeigte sich, dass die Kriegsbereitschaft nur sehr unvollständig war. Wäre Russland in der That so stark gewesen, als es 1787 bei Gelegenheit der Reise der Kaiserin erschien, so hätte der Krieg unmöglich so lange dauern können. Jahrelang

musste man mit ungeheuern Opfern den Krieg fortsetzen. Die Geschichte der militärischen Operationen hat fortwährend sehr lange Pausen aufzuweisen. Weil man eben nicht kriegsbereit ist, weil Heer und Flotte sehr viel zu wünschen übrig lassen, weil die Einheit des militärischen Gedankens fehlt, weil die Energie und Spannkraft der leitenden Persönlichkeiten nicht ausreicht allerlei technische Schwierigkeiten bei der Kriegführung zu überwinden, verschleppen sich die Erfolge, vertheilen sich die russischen Siege über einen verhältnissmässig sehr langen Zeitraum, erscheint die Kriegführung etwas matt und schläfrig.

Allerdings hatte die Pforte die Feindseligkeiten eröffnet und Russland war in der Defensive gewesen. Man hatte türkischerseits gehofft, die russischen Festungen nehmen zu können, welche wie ein Brückenkopf von dem Nordufer des Schwarzen Meeres aus Anhaltspunkte bieten zur weitem Aggression gegen die umliegenden türkischen Gebiete. Es war darauf abgesehen, zunächst Kinburn den Russen zu entreissen, dann vielleicht Cherson. Ferner sollte die Krym baldmöglichst türkisch werden. Der vortreffliche Kriegshafen von Sewastopol sollte den Russen entrissen, die russische Flotte, welche den Anspruch machte den Pontus zu beherrschen, sollte vernichtet werden. Doch kam es nicht zu einem solchen Angriff. Der Versuch Kinburn zu nehmen (Herbst 1787) scheiterte an der Zähigkeit, mit welcher Suworow diesen wichtigen Punkt vertheidigte. Die Krym ist völlig unbehelligt geblieben, obgleich sie das allererste und wichtigste Streitobject im Kriege abgab. Dagegen übernahm Russland sehr bald die Rolle des Angreifers. Es hatte allerdings mehrere Monate gebraucht, um aggressiv vorgehen zu können, aber schon im Frühjahr 1788 werden Anstalten getroffen die Festung Otschakow zu belagern. Während des ganzen Jahres sucht man die Operationen des Landheeres, der Galeerenflotte im Dnepr-Liman, der grossen Flotte, welche in Sewastopol stationirte, zu combiniren, um diesen wichtigen Stützpunkt der türkischen Herrschaft am Nordgestade des Pontus zu Falle zu bringen. Dieses Ziel wird erst nach sehr langer Zeit erreicht, mit viel Mühe, mit schweren Opfern. Die Geschichte der Belagerung Otschakow's zeigt, mit wie verhältnissmässig geringen Mitteln Russland Krieg führte und dass es seinem Gegner nicht in dem Maasse überlegen war, als man nach der Reise der Kaiserin hatte vermuthen können. Wohl gelang es die türkische Flotte im Liman zu schlagen, Otschakow zu nehmen, aber als dieses letztere Ziel erreicht war, hatte man bereits sechs-

zehn Monate der anstrengendsten Kriegführung hinter sich. Ebenso langsam oder noch langsamer operirten die Oesterreicher, welche mit unsäglicher Mühe in langer Zeit nur den einen Erfolg der Besetzung Chotins aufzuweisen hatten. Aber erstens war diese Capitulation nur mit russischer Hülfe ermöglicht worden, zweitens war sie nicht sehr ehrenvoll gewesen und drittens hatte sie keinen dauernden Vortheil zur Folge. Im Gegensatze hiezu entschied die Erstürmung Otschakow's im December 1788 über den Ausgang des Krieges, wenn derselbe auch erst drei Jahre später erfolgte. Russland erwarb die „Otschakow'sche Steppe“ d. h. den Theil der ehemaligen Budjak-Tatarei, welcher nachmals durch die Gründung und das rasche Emporblühen Odessa's von entscheidender Wichtigkeit für Russland werden sollte. Alle späteren Erfolge Russlands haben zu keiner weiteren Erwerbung geführt. Die Besetzung mehrerer türkischer Festungen, die in offenen Feldschlachten mehrmals erfochtenen glänzenden Siege der folgenden Jahre dienten nur dazu, Russlands Ansprüchen auf die Erwerbung Otschakows und des Otschakowschen Gebiets mehr Nachdruck zu verleihen. Darin besteht die Bedeutung der militärischen Operationen der folgenden Jahre. Langsam, allmählig rückt das Kriegstheater nach Südwesten vor; es wird viel Terrain erworben durch die Russen, der grösste Theil der Donauprovinzen gelangt in ihre Gewalt, aber es ist eine zeitweilige Besetzung, keine dauernde Erwerbung. Im Jahre 1789 wird Galaz erobert und die kleine Jeste Hadschibei, an deren Stelle jetzt Odessa sich zu unberechenbarer Bedeutung entwickelt. In demselben Jahre siegte Suworow bei Fokschany und am Rymnik, und bedrohte der Fürst Repnin bereits die Festung Ismail. Gleichzeitig geht Potemkin langsam in der Dnestr- und Pruthgegend vor, besetzt die Festungen Bender und Akkerman, während die Oesterreicher endlich nach unverhältnissmässig grossen Opfern an Zeit, Geld und Menschen Belgrad nehmen. So sieht sich die Pforte mehr und mehr in ihren eigenen Grenzen bedroht; sie muss erwarten, dass das Kriegstheater in das Herz der Türkei verlegt werden würde. Sehr viel kam darauf an, ob die türkischen Festungen an der Donau den Siegesmarsch der Russen würden aufhalten können oder nicht.

So kam das Kriegsjahr 1790. Auch während desselben dauerte das langsame Tempo der russischen und österreichischen Kriegführung fort. Mit dem Tode Josephs verliert Russland den Bundesgenossen, dessen schlaaffe Kriegführung allerdings weniger bedeutet hatte als die persönliche Freundschaft zwischen Joseph und Katharina. Während

dieses Jahres fehlt es an grossen Schlachten zu Lande, wie dieselben sich im Jahre 1789 bei Rymnik oder bei Fokschanj ereignet hatten oder wie der denkwürdige Tag von Matschin im Jahre 1791 von entscheidender Wirkung für Krieg oder Frieden werden sollte.

Dagegen ereigneten sich während des Sommers zur See Zusammenstösse zwischen der türkischen und der russischen Flotte. Sie endeten zu Gunsten der ersteren. An der Donau aber, wo die Landarmee im Verein mit der Galeerenflotte im Spätjahre thätig ist, kommt es zu einer Entscheidung, welche von ähnlich erschütternder Wirkung ist wie die Einnahme von Otschakow. Nachdem eine Reihe kleinerer Festungen von den Russen genommen ist, fällt endlich im December die für uneinnehmbar geltende Festung Ismail.

Diesen letzten Ereignissen ist die folgende Darstellung gewidmet. Es ist dabei der Versuch gemacht, die Ergebnisse früherer Forschungen mit solchen Materialien zusammenstellen, welche erst in der allerletzten Zeit bekannt wurden. Wir erhalten dabei mancherlei Auskunft über Personen und Verhältnisse, welche als Ergänzung zu dem bereits in Betreff dieser Ereignisse Bekannten nicht unwillkommen sein dürfte.

---

Nicht umsonst gilt der Fürst Potemkin für den Urheber des russisch-türkischen Krieges vom Jahre 1787. Er hatte mehrere Jahre hindurch Heer und Flotte für die Kriegsbereitschaft in Stand zu setzen gesucht. Er hatte die diplomatischen Beziehungen zu der Pforte geleitet; er hatte gewissermaassen als Kriegsminister fungirt. Jetzt sollte er als Feldherr die gesammten Streitkräfte Russlands zu Wasser und zu Lande in dem Kampfe selbst verwerthen. Als Diplomat hatte er die Verantwortung übernommen, indem er wesentlich zum Bruche zwischen den beiden Mächten beigetragen hatte; als Administrator sollte er sich bewähren, wenn es erst zum Schlagen kam. Für die Paraden zur Zeit der Reise Katharinas 1787 hatten sich Armee und Flotte als ausgezeichnet erwiesen. Ob sie in der That so kriegstüchtig waren, sollte sich zeigen. Als Stratege hatte Potemkin ebenfalls eine schwere Probe zu bestehen. Ihm standen tüchtige Kräfte zur Seite: von Ausländern waren es u. A. der Fürst von Ligne, der Prinz Nassau-Siegen, der Fürst von Anhalt; noch viel lauter klingen die Namen der russischen Generale, welche ihn umgaben: Rumänzow, Suworow, Kutusow, Replin u. A.

Aber es gab in diesem Kriege kein Zusammenwirken der verschiedenen Elemente, keine Einheit der Führung und des militärischen Planes, keine unbedingte Unterordnung der Generale unter den Oberbefehlshaber, kein Vertrauen der einzelnen Führer und Truppentheile zum Feldherrn. Oesterreicher und Russen lebten stets zum Theil auf gespanntem Fusse; sie überwachten, controlirten einander mehr als dass sie einander unterstützt hätten. Zwischen den Hauptpersonen im russischen Lager gab es fortwährend allerlei Reibungen und kleinliche Zwistigkeiten. Potemkin hatte sich mit dem Prinzen von Nassau-Siegen während der Belagerung Otschakows überworfen; desgleichen hatte Suworow nach heftigen Auftritten mit dem Fürsten im Jahre 1788 auf einige Zeit vom Kriegsschauplatz abtreten müssen; der Fürst von Ligne, dem die Langsamkeit, Unentschlossenheit Potemkins während der Belagerung von Otschakow unerträglich geworden war, hatte ebenfalls das russische Lager verlassen. Endlich hatte, ermüdet von den Ränken Potemkins, der alte Rumänzow, welcher die sogenannte „Ukrainische“ Armée commandirt hatte, um seinen Abschied gebeten. Potemkins Eifersucht war befriedigt: Rumänzows Berühmtheit und militärische Erfahrung waren ihm lästig; jetzt war er von diesem bewährtesten Nebenbuhler befreit. Er hatte es indessen nicht hindern können, dass Suworow wieder im türkischen Kriege verwendet wurde, und dem letzteren war es beschieden, im J. 1789 bei Fokschany und Rymnik unvergängliche Lorbeeren zu erringen. Potemkins Verdienste waren bescheidener Art, wenn er auch stets mit grösseren Ansprüchen an Lohn und Ehre aufzutreten pflegte. Freilich hatte er Otschakow eingenommen, aber man wusste es wohl, welche grossen Fehler der Fürst sowohl als Administrator wie als Stratege bei dieser Gelegenheit gemacht hatte, wie theuer dieser Erfolg zu stehen gekommen war; die Einnahme der Festungen Akkerman und Bender konnte nicht eigentlich als grosses Heldenstück oder als das Ergebniss besonders feiner Taktik gelten. Von anderen Erfolgen war nichts zu berichten. Seine Kriegführung macht nicht selten den Eindruck als sei er viel mehr bemüht gewesen, Andern jede Gelegenheit zur Auszeichnung zu rauben, als dass er selbst jeden Augenblick allen Operationen den Impuls gegeben hätte. Oft geschieht es, dass er, nervös abgesehen, gemüthskrank, in scheinbarer oder wirklicher Unthätigkeit verharret, während Andere auf eigene Faust sich zu dieser oder jener Operation entschliessen und sie ausführen. So war er, als im Liman 1788 die entscheidenden Siege über die türkische Flotte

erfochten wurden, nicht zur Stelle gewesen, so hatte Suworow während der Belagerung Otschakows, um den Fürsten aus seiner Lethargie herauszureißen, einen Handstreich mit bedeutender Truppenzahl unternommen ohne alles Einvernehmen mit dem Oberfeldherrn; so siegte 1791 der Fürst Repnin bei Matschin, während Potemkin seine letzte Zeit in Petersburg in tiefster Verstimmung um persönlicher Interessen willen vergeudete; so hat auch Suworow in Betreff der Einnahme Ismails so hervorragende Verdienste, dass Potemkins Antheil an diesem Erfolge verschwindend klein erscheint.

Vergegenwärtigen wir uns mit wenigen Worten die Lage vor dem Feldzuge vom Jahre 1790 und die Hauptereignisse dieses Feldzuges selbst bis zur eigentlichen Belagerung der Festung Ismail.

Zunächst ist zu bemerken, dass schon während des Feldzuges von 1789 bei allen kriegführenden Parteien eine gewisse Abspannung wahrzunehmen ist. Sowohl in Wien als in Petersburg als in Constantinopel wünschte man den Frieden wiederhergestellt zu sehen. Die ganze Zeit hindurch werden allerlei Versuche gemacht um dieses Ziel zu erreichen. Insbesondere sucht der französische Botschafter in Constantinopel als Vermittler aufzutreten und findet bei der Pforte williges Gehör. Es war ein Zeichen der Nachgiebigkeit von Seiten der türkischen Regierung, dass sie im Herbst 1789 den russischen Gesandten Bulgakow, welcher nach türkischem Brauche im Augenblicke der Kriegserklärung in die Sieben Thürme gesperrt worden war, freigab, ohne dass in dieser Angelegenheit von irgend welcher Seite eine Pression auf den Divan ausgeübt worden wäre. Obgleich es den Oesterreichern gelungen war Belgrad zu nehmen, war man doch in Wien von der dringenden Nothwendigkeit des Friedens überzeugt. Die Krankheit Joseph's II. war nicht dazu angethan die österreichische Spannkraft zu erhöhen. Nach seinem Tode erwies sich sein Nachfolger Leopold II. in demselben Maasse als ein kühlerer Freund und Bundesgenosse Russlands, als er bereit war sowohl Preussen als der Türkei gegenüber Concessionen zu machen. Man war bereit auf alle Erwerbungen ehemals türkischer Gebiete zu verzichten. In St. Petersburg hatte man ausser dem immerhin sehr schweren Kampfe mit der Türkei noch den Krieg mit Gustaf III. in Erwägung zu ziehen. Eben jetzt im Winter 17<sup>89</sup>/<sub>90</sub> schien Preussen geneigt, aus seiner bisherigen Neutralität herauszutreten. Russland war in Gefahr an drei Punkten zu gleicher Zeit Krieg führen zu müssen: im Norden gegen Schweden, im Westen gegen Preussen, im Süden gegen die Pforte. Einer solchen Aufgabe konnte

man sich nicht gewachsen fühlen. Man war bereit, auf weitergehende Ansprüche zu verzichten, aber an dem Besitz von Otschakow nebst dem dazu gehörenden Gebiete meinte man festhalten zu müssen. Die Friedensunterhandlungen führten zu keinem Ergebniss: Schweden, Russland, die Türkei wollten es noch auf einen Waffengang ankommen lassen. Am friedensbedürftigsten erschien Oesterreich.

Der Fürst Potemkin verbrachte mittlerweile den Winter 17<sup>89</sup>/<sub>90</sub> in seinem mit orientalischem Luxus eingerichteten Hauptquartier in der Moldau. Er umgab sich mit den Magnaten dieser Provinz, suchte den Frauen zu gefallen und erwarb in der That einige Popularität. Er verstand es Hof zu halten und mochte vielleicht, wie wohl behauptet worden ist, den Gedanken hegen, in diesen Gegenden eine souveräne Stellung zu erwerben. In den Augen Potemkins konnte in einem solchen Falle die Fortsetzung des Krieges nur wünschenswerth erscheinen. Es galt die Befriedigung seiner Privatinteressen, die Beendigung seiner Laufbahn als Minister und Feldherr durch die Besteigung eines wenn auch bescheidenen Thrones. Er hatte wohl früher daran denken können, Kurland zu beherrschen, die polnische Krone zu erwerben; jetzt mochte ihm der Gedanke an ein Königreich Dacien vorschweben.

In seiner Nähe lebte der betagte Graf Rumänzow. Er hatte sich, nachdem er von dem Antheil an den militärischen Operationen zurückgetreten war, in ein moldausches Dorf begeben, um in Ruhe und Musse seine Gesundheit herzustellen. Der Fürst Potemkin hatte ihm einen Besuch abgestattet, auch sandte er von Zeit zu Zeit einen Offizier an ihn ab, um ihm seine Achtung zu bezeugen. Mehr als die Regeln der Höflichkeit erforderten, geschah nicht. Die russischen Generale, welche wussten, dass Potemkin dem alten Rumänzow abgeneigt war, kümmerten sich schon um dieser Rücksicht willen nicht um den berühmten Feldherrn. Nur Suworow ging in seiner Ehrerbietung gegen Rumänzow so weit, dass er demselben, gleichsam als sei er noch Oberbefehlshaber, stets Berichte über die von ihm ausgeführten Märsche und Evolutionen einzusenden pflegte. Diese unbedeutenden Züge sind charakteristisch für die Persönlichkeiten. Rumänzow hatte übrigens keinen Einfluss auf die Ereignisse des Feldzuges von 1790. Dagegen war Suworow geneigt, nicht ganz unbedingt den Gedanken Potemkins zu folgen, sondern seinen eigenen Intentionen gemäss zu handeln.

Potemkins Plan ging dahin, durch gleichzeitige Operationen an verschiedenen Punkten zu Wasser und zu Lande die Aufmerksamkeit

der Türken zu theilen, ihre Kräfte in vielseitigster Weise in Anspruch zu nehmen. Am Kuban und im Kaukasus sowohl als auf dem Schwarzen Meere und an der Donau sollten die Türken zum Kampf genöthigt werden.\*) Im Wesentlichen wurde im Laufe des Jahres dieses Programm auch eingehalten. Persönlich nahm aber der Fürst Potemkin so gut wie gar keinen Antheil an den Ereignissen. Der Gegensatz zwischen ihm und Suworow gelangte auch in diesem Jahre wieder zum Ausdruck.

Als es sich am Anfange des Krieges darum handelte die Festung Otschakow zu nehmen, suchte Suworow den Fürsten zu rascheren Entschlüssen, entscheidenderen Handlungen zu drängen. Suworow hielt es schon im Frühling 1788, noch ehe Potemkin mit dem Gros der Armee am Gestade des Schwarzen Meeres angelangt war, für möglich die Festung Otschakow durch einen Handstreich zu nehmen. Potemkin antwortete sehr entschieden ablehnend: allerdings sei es unbedingt nöthig Otschakow zu nehmen, nur könne man an die Erstürmung desselben erst dann gehen, wenn man des Erfolges durchaus sicher sei. „Ist aber Otschakow genommen“, heisst es in dem Schreiben weiter, „dann wird mein Alexander Wassiljewitsch mit auserlesenen Truppen sich nach Ismail aufmachen, wohin auch die Galeerenflotte absegeln wird.“\*\*) Potemkin war offenbar in Besorgniss, dass Suworow ohne ihn etwas Entscheidendes unternehmen werde.

In dem folgenden Jahre ereignete sich etwas Aehnliches mit dem Fürsten Repnin. Nach dem Siege über den ehemaligen Capudan-Pascha Hassan, welcher jetzt in Ismail befehligte, bei Maximeni hatte der Fürst Repnin die fliehenden Türken bis nach Ismail, wohin sich dieselben retteten, verfolgt. Er dachte ernstlich daran, sogleich zur Belagerung der Festung zu schreiten, indem er hoffte diese noch in demselben Zustande anzutreffen, in welchem sie sich während des ersten Türkenkrieges (1768—74) befunden hatte. Wäre dieses der Fall gewesen, so hätte er Ismail leicht erstürmen können. Indessen überzeugte sich der Feldherr sehr bald davon, dass Ismail in der neuesten Zeit nach allen Regeln der Befestigungskunst in gehörigen Stand gesetzt und nicht so leicht zu nehmen sei. Nichtsdestoweniger hoffte er, dass die durch die soeben erlittene Niederlage erschreckten Türken capituliren würden. Er ging daher bis in

\*) S. das Schreiben Potemkins an Popow vom 18. März 1790 im Archiv von Reschetilowka, abgedruckt im Русскій Архивъ 1865 S. 403.

\*\*) Жизнь князя Потемкина, Москва 1812. IV. 24.

die Nähe der Festung vor und begann ein Bombardement, wobei indessen, nach der Aussage eines zuverlässigen Augenzeugen, die russischen Batterien aus einer allzugrossen Entfernung feuerten, um irgend welchen Schaden anzurichten. Ebenso blieb das Feuer der Türken ohne alle Wirkung. Jetzt hätte eine regelmässige Belagerung eröffnet werden sollen. Statt dessen zog der Fürst Repnin ganz plötzlich ohne allen sichtbaren Grund von Ismail ab und schlug sein Lager in einer Entfernung von 40 Werst auf. Der Rückzug erfolgte in solcher Eile, als würden die Russen von einem stark überlegenen Feinde verfolgt. Wenn auch ein Augenzeuge geneigt ist zu glauben, dass Repnin selbst Fehler gemacht habe, ja sogar die Bemerkung machte: der Fürst Potemkin sei mit der Handlungsweise Repnins so unzufrieden gewesen, dass er ihn als Commandanten nach Otschakow geschickt habe,\*) so sind doch andere Zeitgenossen bei der Erläuterung dieser Vorgänge ganz anderer Ansicht. Allgemein erzählte man damals, der Fürst Potemkin habe aus Eifersucht dem Fürsten Repnin den Befehl zum Rückzuge gegeben.\*\*\*) Eine persönliche Abneigung bestand zwischen Potemkin und Repnin schon vor dem Kriege. Der letztere hatte Anfangs gar nicht an dem Kriege Theil nehmen wollen, weil er es nicht für angemessen hielt, unter den Befehlen Potemkins zu dienen\*\*\*). Auch bei Gelegenheit der Belagerung von Otschakow war das Verhältniss zwischen ihnen ein gespanntes und der Fürst von Ligne berichtet, er habe sich viel Mühe gegeben eine Annäherung dieser Gegner zu bewirken.†)

Wie dem auch sein mag, der Rückzug Repnins (September 1789) war vollzogene Thatsache und die Belagerung Ismail's war vorläufig aufgegeben. Erst ein ganzes Jahr später schritt man zu derselben. Dass Potemkin in dieser Zeit von anderen russischen Generalen wegen seiner Unentschlossenheit und Langsamkeit streng getadelt wurde, wissen wir aus zahlreichen Beispielen. Dass diese Männer, Repnin, Suworow u. A. ihm als Strategen überlegen waren, zeigen die Vorgänge dieses Krieges mehrere Jahre hindurch, die verhältnissmässig geringen persönlichen Erfolge Potemkins, die glän-

\*) Записки Энгельгардта 100.

\*\*\*) S. das Leben Potemkins von Helbig in Archenholtz' Minerva 1799. II. 417. „vielleicht fürchtete Potemkin, dass Repnin Feldmarschall werden würde.“

\*\*\*) S. Гротъ, Державинъ I. 428.

†) Полевой, Исторія Суворова S. 127 und Oeuvres du Prince de Ligne-Paris 1860. II. 79.

zenden Waffenthaten bei Fokschanj, Rymnik, Matschin u. s. w. Während Suworow nach den entscheidenden Siegen im Jahre 1789 rasch vorgehen wollte, um diese Siege militärisch auszunutzen, dachte Potemkin an diplomatische Unterhandlungen und suchte die eigentliche Action zu verschleppen. Suworow war im höchsten Grade ungehalten. Warum, fragte er den General Derfelden, gehe man nicht direct bis nach Constantinopel vor mit der Landarmee; warum sende man nicht die Flotte ebendorthin? man müsse die Siege ausnutzen und vorwärts gehen; theurer als alles Andere sei die Zeit; er stehe für den Erfolg, wenn man aggressiv verfare; die Defensiv sei ohne Nutzen; es habe keinen Sinn den Vezir zu erwarten und auf einem Fleck zu bleiben, mit dem stumpfen Ende zu schlagen, während man mit der scharfen Spitze stechen könne u. dgl. Aber Potemkin, welcher allerdings wusste, dass die Oesterreicher sehr wenig kampflustig und jeden Augenblick im Begriff waren Frieden zu machen, dachte anders. Suworow machte forcirte Märsche um noch weitere Schlachten zu liefern. Inzwischen erhielt er von dem Fürsten Potemkin widersprechende Befehle: bald sollte er weitergehen, bald stehen bleiben. Endlich erfuhr man von einem Waffenstillstande zwischen Oesterreich und der Türkei. Potemkin schreibt an Suworow, jetzt wo die Oesterreicher den Kampf aufgaben, solle er, sobald der Courier mit der officiellen Nachricht von dem Waffenstillstande anlange, Halt machen, und gleich darauf kam sogar die Instruction, dass Suworow, auch wenn die Oesterreicher nicht vom weiteren Kampfe abständen, zurückgehen solle. Es sei, schrieb Potemkin, ganz nutzlos Blut zu vergiessen für Gebiete, die man doch würde zurückgeben müssen. Ungern gehorchte Suworow.\*) So verlor man mehrere Monate durch unmotivirtes Abwarten.

Da brachte denn, wenn auch sehr allmählig, der Feldzug von 1790 neue Erfolge. Potemkin entschloss sich endlich, Suworow in Betreff des Kriegsplans um Rath zu fragen. Dieser gab seine Meinung ab: die Galeerenflotte müsse sich der Donaumündungen bemächtigen, die Festungen Kilia, Tultscha und Isaktschi nehmen, sodann im Verein mit den Landtruppen Ismail und Braila bezwingen. Diesem Programm gemäss wurde denn auch vorgegangen.\*\*\*) Während es Uschakow gelang am 8. Juli 1790 in der Nähe von Jenikale die Türken zur See zu schlagen und am 28. und 29. August in der Nähe von Hadschibei (wo später Odessa gegründet wurde)

\*) *Полкової* I. c. 152—155. Smitt, Suworow I. 495.

\*\*) Smitt, Suworow I. 500.

ebenfalls bedeutende Vortheile über die Türken zu erringen, während im Kaukasus in der Nähe von Anapa nicht ohne Erfolg gekämpft wurde, ging dieselbe Galeerenflotte, welche zum Theil aus den für die Reise der Kaiserin im Jahre 1787 erbauten schwimmenden Palästen entstanden war und im folgenden Jahre mit glänzendem Erfolge im Liman bei Otschakow gekämpft hatte, in die Donau-gegenden. Mittlerweile hatte kurz vor dem Eintreffen der Flotte der General Möller-Sakomelski die Festung Kilia belagert. Er war dabei tödtlich verwundet und von dem General Gudowitsch ersetzt worden. Am 17. October ergab sich die Festung mit einer beträchtlichen Artillerie. Dagegen erhielt die Garnison die Erlaubniss sich nach Ismail zurückziehen zu dürfen. \*) Gleich darauf erschien de Ribas mit der Galeerenflotte und hatte manchen Strauss mit türkischen Fahrzeugen zu bestehen, denen er begegnete. In der Sulinamündung fand ein Gefecht statt, wobei ein türkisches Fahrzeug in die Luft flog, eine Anzahl anderer von den Russen genommen wurde. \*\*) Dann ging de Ribas bis Tuftscha vor und griff an. Am 7. November ergab sich auch diese Festung: Transportschiffe und Kanonen fielen in die Hände der Russen. Zehn Tage später fiel Isaktschi, wobei zweiundzwanzig türkische Schiffe verbrannt wurden. Jetzt erst konnte man ernstlich an eine Belagerung Ismails denken. \*\*\*) De Ribas ging bis in die unmittelbare Nähe der Festung vor, und erbaute auf einer Donauinsel Batterien. Jetzt galt es die Festung einzuschliessen und, wenn sie sich nicht gutwillig ergab, im Sturm zu nehmen.

In der letzten Zeit sind höchst anziehende Angaben über das Treiben im russischen Lager vor Ismail veröffentlicht worden. Es ist eine Anzahl von Briefen des Grafen G. I. Tschernyschew an dessen Freund, den Fürsten S. Galizyn. Der erstere befand sich als Freiwilliger im russischen Lager, war ein erfahrener Offizier und unterwarf nun die Handlungsweise der russischen Befehlshaber einer bisweilen nicht sehr schmeichelhaften Kritik. Die in heiterem, frischem Tone abgefassten Briefe sind in dem Zeitraum vom 20. November bis zum 9. December geschrieben, also fast bis zu dem Augenblicke, wo die Katastrophe (11. December) erfolgte. Sie sind voll von Klagen über die schlechte Verpflegung des Heeres. Allerdings hatten auch frühere Feldzüge gezeigt, wie unfähig die Militär-

\*) Энгельгардтъ, Записки 109—113.

\*\*) Записки Одесскаго Общества Исторіи и Древностей. II. 768.

\*\*\*) S. über diese Ereignisse die officiellen Berichte in Nr. 103 (Beilage) der russ. St. Petersburg. Zeitung; Smitt, Suworow 502 ff.

verwaltung war und mit welchen Schwierigkeiten die Verpflegung der Truppen in diesen halbbarbarischen Gegenden verbunden war. Schon als die Truppen im Spätherbst 1789 nach der Einnahme von Bender in die Gegend von Kilia und Ismail marschirten, hatten sie bei strenger Kälte furchtbaren Mangel gelitten. Als Quartiere waren ihnen dazwischen solche Orte angewiesen worden, die längst nicht mehr existirten. Eine Menge Menschen war dabei umgekommen.\*) Jetzt war bei ebenfalls bedeutend vorgerückter Jahreszeit ein entsetzlicher Mangel an fast Allem, dessen Offiziere und Soldaten bedurften. Der Graf Tschernyschew bittet seinen Freund, er solle ihm doch rasch etwas Essen zuschicken, (Galizyn befand sich in geringer Entfernung von dem Lager), weil er sonst Hungers sterben müsse, da er sich eigentlich nur von Thee und Brod nähre. Auch bei dem General Potemkin (Vetter des Tauriers) gehe es sehr knapp her: wenn acht Personen bei ihm speisten, so reiche das Essen kaum aus um zwei Personen satt zu machen; auch an Futter für die Pferde fehle es; während man bis an den Hals in Schnee stecke, fehle es den Leuten an warmer Kleidung; Wein gebe es gar nicht; man müsse das schlechte Wasser mit Essig trinken u. s. w.\*\*)

Wie wenig man im russischen Lager auf die Einnahme der Festung Ismail rechnete, ersieht man aus mancherlei Aeusserungen in den Briefen Tschernyschews. Er schreibt am 20. November, sogleich nachdem er im Lager angelangt war: „Was Ismail anbetrifft, so hat der Fürst (Potemkin) befohlen dieselbe zu beschossen und Zündgranaten hineinzuschleudern, um zu erproben, ob sich die Festung nicht ergeben werde; mehr wird man wohl nicht unternehmen, so dass ich denke (und nicht ich allein, sondern Alle denken, wie ich), dass unsere Armee hier nichts ausrichten wird, ganz wie Repnin im vergangenen Jahre, und dass wir schliesslich den Rückzug antreten werden; denn der Fürst hat entschieden verboten, eine ordentliche Belagerung zu eröffnen, weil die Jahreszeit zu sehr vorgerückt sei. Mittlerweile ist in der letzten Nacht die Galeerenflotte angelangt.“ Ueber diese schreibt Tschernyschew am folgenden Tage: „Die Galeerenflotte, nachdem sie sich, sobald es tagte, der Stadt genähert, eröffnete zugleich mit der von de Ribas

\*) S. die vielleicht etwas übertriebenen aber an sich durchaus wahrscheinlichen Einzelheiten bei Masson, *Mémoires secrets* III, 142—148.

\*\*) S. die Zeitschrift „Русскій Архивъ“, Moskau, 1871. Dritte Lieferung, S. 385—407. Für die Geschichte der Belagerung werden diese Briefe wohl noch lange die Hauptquelle bleiben.

auf einer Donauinsel erbauten Batterie eine Kanonade auf die Stadt. Ribas hatte zuvor zum Pascha geschickt und ihn fragen lassen, ob er nicht geneigt sei die Festung zu übergeben; die Antwort lautete, der Pascha sehe nicht ein, wovor er sich zu fürchten brauche. Kugeln und Bomben wurden von beiden Seiten fast fünf Stunden hindurch mit grosser Erbitterung geschleudert, fast ohne allen Schaden für die Stadt, aber leider nicht ohne Schaden für unsere Flotille; allerdings haben wir drei türkische Fahrzeuge in Brand gesteckt; selbst aber haben wir ebenso viel verloren. Ein Schiff flog in die Luft, so dass nur zwei Mann von der Besatzung sich retteten, zwei Schiffe wurden in den Grund geschossen; ausserdem sind viele der übrigen Schiffe beschädigt weil die ganze Flotille im Bereich der Kartätschen des Feindes blieb. Am seltsamsten und betrübendsten ist aber, dass auf den zwei übel zugerichteten Fahrzeugen fünfzehn Grenadiere sich befanden, welche vergebens flehten, sie auf andere Fahrzeuge zu bringen und zuletzt von drei Türken gefangen genommen wurden. Letztere kamen in einer kleinen Schaluppe und brachten im Angesicht der ganzen Flotille die Gefangenen fort. Mit einem Worte, der Anfang ist sehr misslungen; Alle sind in sehr gedrückter Stimmung, Niemand weiss, was geschehen soll, und die Türken frohlocken.“

„Hier steht nur Potemkin (Paul) mit seiner Armee, welche nicht über 4000 Mann stark ist, zum Schlagen bereit; Kutusow ist 12 bis 14 Werst von hier entfernt und hat keinen Befehl sich mit uns zu vereinigen; Arsenjew bleibt ebenfalls unthätig; dabei ist, wie Potemkin mir sagte, die Garnison der Festung über 20,000 Mann stark; andere behaupten sogar es seien 40,000 Mann. Wir sind jeden Augenblick in Erwartung eines Ausfalles der Türken zum Schlagen bereit, und kleiden uns zur Nacht nicht aus; zum Unglück ist aber unser Lagerplatz so schlecht gewählt, dass wir bei einem Ausfalle der Türken leicht vernichtet werden können. Stellen sie sich vor, dass von unserm rechten Flügel bis zur Donau in der Ausdehnung von nahezu einer Werst Schilfrohr wächst; von daher sind wir gar nicht geschützt, ein paar türkische Compagnien können uns abschnelden und uns nach Belieben in den Rücken fallen. Dies kann um so leichter geschehen, als jedes Corps hier bataillonweise im Carré und so nahe das eine von dem andern aufgestellt ist, dass wir, wenn Alarm geschlagen wird, einander todschiessen werden. Potemkin weiss gar nicht was er thun soll; er hat soeben einen Boten an den Fürsten mit der Nachricht abgesandt, dass Alles schlecht gehe, und

um Instructionen gebeten. Man glaubt, dass Ssamoilow und Kutusow sich mit uns vereinigen werden und dass dann die Sache mit einer Erstürmung endigen werde, weil wir sonst niemals Ismail werden nehmen können.“\*)

Am 22. November schreibt Tschernyschew: „Das Feuer von unsern Batterien währte die ganze Nacht und sogar zum Theil noch den Morgen hindurch; die Stadt antwortete schwach. Heute gegen Mittag ritt ich mit dem General Lwow zur Galeerenflotte, welche fast ausserhalb Kanonenschussweite steht; es ist sehr gefährlich sich dahin zu begeben, weil man Gärten und Schilfpartigen passiren muss, welche innerhalb der Kartätschen-Schussweite sich befinden, und eine Stelle, gerade diejenige, wo man an das Ufer gelangt, ist nur einen Flintenschuss weit von dem Stadthore entfernt. Wir hatten 12 Mann Kosaken zur Bedeckung und gelangten trotz alles Pfeifens und Zischens der Kugeln und Kartätschen glücklich ans Ziel. Ribas ist sehr unfähig; Irakli Markow befehligt die Feldbatterie. Als Lwow mit Ribas zusammentraf, einigten sich beide dahin, die grossen Kanonen auf die Insel zu schaffen und daraus eine Batterie von 80 Kanonen herzustellen. Wie dem auch sei: die Stadt denkt an keine Uebergabe; die Einwohner sind durchaus entschlossen sich zu schlagen und sind sehr stolz darauf, unserer Flotte so arge Beschädigung zugefügt zu haben; letztere besteht in der Vernichtung von drei Fahrzeugen, wobei mehrere hundert Menschen umgekommen sind; doch spricht man nur ganz leise davon. Als wir von der Galeerenflotte zurückkehrten, trafen wir einen Courier aus Bender an, mit der Nachricht, dass der Fürst Potemkin das schwere Belagerungsgeschütz hierher dirigire und dass man die Festung, es koste was es wolle, nehmen müsse; so müssen wir uns denn auf eine zweite Auflage von Otschakow gefasst machen und wenigstens bis zum Januar hier bleiben. Was ist dabei zu thun? Man muss Geduld haben.“ Am 27. November: „Der heutige Tag verging sehr still. Es gab fast gar keine Salven, weder von der einen noch von der andern Seite. Indessen ist nun ausgemacht, dass man uns das schwere Geschütz

---

\*) Eine seltsame Episode erzählt Tschernyschew: „Heute Morgen machten wir eine Recognoscirung der Stadt und kamen derselben so nahe, dass wir nicht bloß die Laute in der Festung deutlich unterscheiden konnten, sondern auch von den Unseren für Türken gehalten wurden; von der Galeerenflotte kamen zwei Kugeln gegen uns herangellogen; eine derselben fiel zwischen mir und dem Brigadier Westphalen, welcher mit uns war nieder. Sie können sich denken, dass wir von da in vollem Galopp zurückkehrten.“ Русскій Архивъ 1871. S. 390.

aus der Gegend von Bender zuschicken und dass Gudowitsch binnen Kurzem mit seinem Corps hier eintreffen wird, so dass wir wenigstens noch einen Monat hier bleiben werden, indem das schwere Geschütz nicht vor 12 bis 15 Tagen hier sein kann.“ Mit solchem Aufenthalte ist nun der Graf Tschernyschew sehr unzufrieden. An einen Erfolg glaubt er nicht. Er und seine Freunde verwünschen sich in eine Lage gekommen zu sein, wo sie vor Langeweile, Durst und Hunger dem Tode nahe seien ohne die Hoffnung zu haben auch nur etwas auszurichten. Auch an den folgenden Tagen klagt er, dass nichts Entscheidendes geschehe. Er schreibt: „Unsere Galeerenflotte ist etwas zurückgewichen; unsere Centralbatterie ist noch nicht fertig; es sind nur die Batterie Arssenjew's und diejenige von Ribas thätig und auch diese nur von Zeit zu Zeit. Was die Stadt anbetrifft, so wird von dort her alle 5 Minuten ein Schuss gethan, der Niemandem Schaden thut. In der vergangenen Nacht haben die Kosaken einige Mühlen vor der Stadt in Brand gesteckt. Die Türken haben versucht einige Ausfälle gegen Arssenjew's Batterie zu unternehmen, aber ohne Erfolg. Unser Unglück besteht auch darin, dass unsre drei Generale Potemkin, Kutusow und Ribas nicht bloß völlig unabhängig von einander sind, sondern durchaus nicht im Einverständnis mit einander handeln und einander gar keine Hülfe leisten wollen; Lwow lacht über alle drei und nicht ohne Grund.“ Aehnliche tadelnde Bemerkungen macht Tschernyschew über die Franzosen, welche sich als Freiwillige auf der Galeerenflotte befanden: es waren der Herzog de Fronfac, der bekannte Richelieu, (Gouverneur von Südrussland, nachmals Minister Ludwigs XVIII), Bois-million, Roger de Damas, welcher sich in den Schlachten vor Otschakow durch Tapferkeit hervorgethan hatte und wiederholt verwundet worden war, Langeron und der junge Fürst von Ligne, der Sohn des bekannten Feldmarschalls. Er hatte sich bereits in der österreichischen Armee ausgezeichnet und bei Gelegenheit der Einnahme von Sobatsch einen Orden erhalten. Mit allen diesen Herren stand Tschernyschew in freundschaftlichem Verkehr. Er bemerkt von ihnen, sie seien wie echte Franzosen liebenswürdige aber leichtsinnige Menschen, Wildfänge und Windbeutel.

Die Situation verschlimmerte sich noch, wie aus dem Schreiben vom 27. November zu erfahren ist: „Endlich, lieber Bruder“, schreibt Tschernyschew, „ist Alles aus; wir kriegen weder Ismail noch Siegeslorbeeren, wir sind schon auf dem Rückzuge, zehn Werst von Ismail entfernt und erwarten den Befehl in die Winterquartiere zu

rücken. Doch ich will Alles ordentlich erzählen. Am 25. November schrieb ich nicht, weil ich den ganzen Tag damit beschäftigt war den Plan von Ismail mit der Situation unsrer Truppen und Batterien zu zeichnen; unglücklicherweise gelang der Plan so gut, dass Herr Potemkin mich um denselben bat; ich konnte es ihm nicht abschlagen; übrigens werde ich suchen für Sie einen andern Plan zu machen. An demselben Tage war Ribas bei Gudowitsch und dort hielt man Rath darüber, was wir denn beginnen sollten. Es war so komisch wie möglich, als handle es sich darum zu entscheiden wer den grössten Unsinn sprechen werde. Zuerst schlug Ribas vor unsere ganze Artillerie von allen Corps auf Kartätschenschussweite vorzurücken, wobei 60 Ochsen vor jedes Geschütz gespannt werden müssten, weil der ehemalige Pascha von Kilia, jetzt in Ismail, zu dem Pascha von Ismail gesagt haben soll, dass wir so grosse Kanonen hätten, dass man 60 Ochsen davor spannen müsse und dass gegen solche Kanonen Niemand etwas auszurichten vermöge. Sodann schlug Ribas vor, von der Seite der Donau durch Bomben von den Schiffen, welche er in der Entfernung von 50 Schritten von der Stadt aufstellen wollte, Bresche zu schiessen. Ihnen wird es neu erscheinen, dass man mit Bomben und zwar mit von Schiffen aus geschleuderten Bomben Bresche schiessen will. Mit einem Wort, nachdem man noch tausend ähnlicher Abgeschmacktheiten vorgebracht hatte, ward ausgemacht, dass am 26. November, am Georgstage, alle Truppen sich der Stadt nähern und eine Demonstration machen, unsre Batterien aber ein höllisches Feuer unterhalten sollten. Hierauf wollte man die Stadt auffordern sich zu ergeben. Im Falle einer abschlägigen Antwort sollte die Galeerenflotte zurückweichen und wir Alle hatten dann in der Nacht ebenfalls den Rückzug anzutreten. Ganz so geschah es denn auch. Am 26., um Mittagszeit liessen wir unsre Bagage weiter zurückgehen; gegen 5 $\frac{1}{2}$  Uhr rückte unser Corps um 80 Toisen näher zur Stadt vor, blieb jedoch ausser Schussweite; ich zweifle übrigens, dass man von der Stadt aus unsere Bewegung wahrnahm, da mittlerweile die Nacht hereinbrach, unsere Batterien fingen an zu feuern, doch glaube ich, dass nur wenige Geschosse die Stadt erreichten, da wir während der ganzen Kanonade den Türken nur eine Frau, 7 Kinder und 2 Männer tödteten. Um es kurz zu sagen, während der Kanonade von den Batterien trat die Galeerenflotte den Rückzug an; Gudowitsch's Corps desgleichen und wir erhielten denselben Befehl. Um 7 Uhr Abends setzten wir uns in Marsch und um 9 Uhr langten wir an

dem neuen, 8 Werst von dem früheren entfernten Lagerplatze an, Das Wetter in der Nacht auf dem Marsche war abscheulich; Wind und Schnee ganz teuflermässig; so endete diese Comödie. Ich gestehe, dass ich, als ich hierherkam, nicht erwartete einem Rückzuge beizuwohnen. Dieses Alles kommt daher, dass wir erstens zu wenig Truppen haben während es in der Stadt ausser den Einwohnern 20000 Mann Soldaten giebt, dass ferner alle unsere Generale stets uneinig sind. Und in der That: Potemkin wird von Lwow gekutscht und dieser ist ein erklärter Feind von de Ribas, den Potemkin jedoch nicht entfernen will. So kommt es, dass einerseits Lwow und Ribas einander nicht leiden können, indessen einander fürchten und einander nicht zu hindern wagen, weil Beide Günstlinge sind, dass andererseits Potemkin und Gudowitsch in ähnlichen Beziehungen zu einander stehen. Diese persönlichen Ränke sind der Grund alles Misslingens.“

Zwei Tage später schreibt Tschernyschew: „Wir stehen noch immer hier im Lager, neun Werst von Ismail entfernt, im schrecklichsten Wetter. Gestern Mittags erhielten wir plötzlich den Befehl, dass unser Corps heute nach Jalpusch marschiren sollte, wir mussten daher unsere Fuhren sogleich dahin abfertigen, was denn auch geschah. Gleich darauf aber, um 6 Uhr kam der Gegenbefehl, die Fuhren sollten zurückgehen und wir Alle uns zum Rückmarsch nach Ismail bereithalten. Mit einem Wort: man weiss selbst nicht was man will und thut, und die Einnahme von Ismail erscheint sehr fraglich. Uebrigens sind Alle der Meinung, dass man, sobald Suworow anlangt, die Stadt mit plötzlichem Angriff im Sturme nehmen werde.“

Allerdings sollte Suworow's Ankunft entscheidend sein. Nicht blos durch militärische Erfahrung und Kenntnisse war er den mittelmässigen Köpfen, welche bis dahin sich bei Ismail befunden hatten, überlegen, sondern auch durch Entschiedenheit des Willens, durch unabhängigen Sinn und Charakter. Sobald Suworow im Lager den Befehl führte, hing die Entscheidung nicht mehr von dem Fürsten Potemkin ab.

Wie gewöhnlich so auch jetzt scheint Potemkin in seinen Entschlüssen schwankend gewesen zu sein. Gudowitsch hatte ihm berichtet, Ismail sei schwer zu nehmen. Da schrieb Potemkin trotzdem an Suworow, man müsse Alles dransetzen sich der Festung zu bemächtigen. Hierauf erhielt er die Nachricht von dem am 26. November erfolgten Rückzuge der Truppen und schrieb an Suworow:

„Nachdem ich die Nachricht von dem Rückzuge der Truppen von Ismail erfahren, muss ich es ganz Ihrem Ermessen überlassen, ob das Unternehmen in Betreff Ismails fortgesetzt oder aufgegeben werden solle. Sie sind am Platze. Sie haben freie Hand und werden natürlich Alles thun, was das Interesse und der Ruhm des Dienstes und der Waffen erfordern.“\*)

Suworow langte erst am 2. December im Lager vor Ismail an. Sogleich verbreitete sich im Heere das Gerücht, dass nun sehr bald der Sturm bevorstehe und dass man von der Flussseite, von welcher die Stadt allein zugänglich sei, angreifen werde. Man war der Ansicht, dass ein solches Wagstück in der ganzen Geschichte unerhört sei. Tschernyschew schreibt: „Es ist keine Kleinigkeit, auf einmal einen so wohl befestigten Platz zu nehmen wie Ismail, wo es eine Garnison von 30,000 Mann giebt, ihn zu nehmen ohne Batterien und Laufgräben zu errichten, mit einem Wort, damit anzufangen womit man in der Regel schliesst — mit dem Sturme.“ Andern Tages schreibt er: „Unsere Lage ist höchst seltsam und noch ist nichts entschieden. Der Plan des Angriffs ist noch nicht gemacht. In dieser Nacht werden wir unsere Lagerstellung verändern; wir werden uns in einer Linie um die Stadt aufstellen, in der Flanke des Ssamoilowschen Corps. Morgen wird man einige Batterien errichten, man weiss noch nicht wie, man weiss noch nicht wo, aber sie sollen zum Sonnabend, den 7. December, fertig sein. Dann wird Suworow durch das Lager reiten und aus allen Kanonen werden je drei Schüsse fallen. Hierauf wird man die Uebergabe verlangen und wenn eine abschlägige Antwort erfolgt, noch in derselben Nacht stürmen. So werden wir denn auf die eine oder die andere Weise am Sonntag, den 8. December, todt oder lebendig in Ismail sein.“\*\*)

Es ist seltsam, dass Tschernyschew kein Wort von einem Kriegsrathe spricht, welcher nach anderen Berichten abgehalten wurde. Suworow schrieb an Potemkin: „Ohne Ihren ausdrücklichen Befehl werde ich nicht schmachvoll abziehen . . . Ich verspreche nichts . . . Die Truppen glühen von Dienstfeifer.“ Potemkin soll nochmals schwankend geschrieben haben, „Suworow solle den Sturm nicht wagen, wenn er des Erfolges nicht ganz sicher sei“, aber Suworow habe hierauf geantwortet: „sein Entschluss sei unwiderruflich gefasst: zweimal seien die russischen Truppen an den Thoren Ismail's er-

\*) Полевой S. 156

\*\*) Русскій Архивъ I. с.

schielen und abgezogen: es wäre eine Schande, zum dritten Male abzuziehen ohne in die Stadt eingedrungen zu sein.“ Hierauf berief Suworow einen Kriegsrath. Zuerst gab der Brigadier Platow seine Meinung ab: man müsse stürmen. Alle waren derselben Meinung. Suworow war entzückt, küsste Alle. „Heute“, sagte er, „wollen wir beten, morgen lernen, übermorgen Sieg oder Todt.“\*)

In Ismail waren die Krieger, welche in Chotin, Bender, Akkerman und Kilia capitulirt hatten. Der Sultan hatte ihnen fernere Capitulationen bei Todesstrafe verboten. Der Commandeur von Ismail, der heldenmüthige Aidos Mehmed Pascha, war zu sterben entschlossen. Jetzt nahte die Katastrophe.

Am 7. December schreibt Tschernyschew: „Ich fürchte sehr, dass die Stadt sich nicht ergeben werde; sie können darüber urtheilen wenn ich Ihnen erzähle, was heute vorfiel. Morgens wurde zu Wasser und zu Lande drei mal aus allen Kanonen geschossen und „Hurrah“ geschrien, als sei Suworow erst eben angelangt, hierauf schickte der Graf einen Offizier und zwei Trompeter mit einem Briefe an den Seraskier-Pascha, in welchem das Verlangen ausgesprochen war, dass Ismail unter denselben Bedingungen wie Bender capituliren solle. Die Türken empfangen unsern Abgesandten sehr höflich und luden ihn ein in die Stadt zu kommen um den Brief persönlich zu überreichen. Der Offizier erwiderte, er habe dazu keinen Befehl erhalten, worauf denn die Türken den Brief nahmen und auf die Antwort zu warten baten. Die Unseren warteten sehr lange; als sie aber sahen, dass keine Antwort erfolgte, während die Nacht hereinbrach, kehrten sie heim. Etwas später kamen zwei Türken aus der Festung und eröffneten dem Kosakenobersten, welcher die Vorposten commandirte, dass der Pascha den Brief unseres Seraskiers erhalten habe, ihm seinen Gruss entbiete und die Antwort auf denselben erst am folgenden Tage nach Sonnenaufgang um 9 Uhr Morgens senden könne, da er bis dahin einen Rath berufen müsste. Dieses Alles deutet auf einigen Kleinmuth. Mittlerweile wurden unsere Arbeiten heute fortgesetzt; morgen werden die Batterien fertig sein und während ich diese Zeilen schreibe schießen die Türken auf unsere Arbeiter.“ Am andern Morgen traf die Antwort des Pascha's ein. Tschernyschew bezeichnet sie als „sehr merkwürdig“ und fährt fort: „Erstens fragen uns die Türken, wie es komme, dass unsere Flotille und unser Heer sich der

\*) Полевой 158.

Stadt genähert hätten, da ja ein Waffenstillstand abgeschlossen worden sei; zweitens bemerken sie, dass unsre Flotte bei der ersten Kanonade drei, bei der zweiten sechs Schiffe und viele Leute verloren habe; sie wundern sich, dass wir nach solchem Missgeschick gleich anfangs es wagen, ihnen mit dem Schicksal von Otschakow zu drohen; übrigens hätten wir ja auch bei Otschakow sehr viele Menschen verloren. Drittens sei es treulos unsererseits, ihnen 24 Stunden Zeit für die Abfassung der Antwort zu bewilligen und in derselben Nacht an den Batterien weiter zu arbeiten. Viertens wollen sie, ungeachtet alles dessen, wenn wir es gestatten, zwei Menschen an den Grossvezir absenden, welcher 32 Stunden von hier entfernt ist, um eine entscheidende Antwort von ihm zu erhalten, welche sie uns nach Ablauf von 10 Tagen mittheilen wollten. Fünftens seien sie, wenn wir ihnen keine weitere Frist bewilligen, bereit sich zu Wasser und zu Lande zu vertheidigen und Gott werde über ihr Schicksal entscheiden. Sechstens hegten sie indessen die Hoffnung, dass wir ihnen die zehntägige Frist bewilligen würden. — Dies der Brief der Türken. Wir werden morgen antworten, dass sie sogleich sich ergeben oder zu einem Kampfe auf Leben und Tod rüsten sollten und dass Alles durch Feuer und Schwert vertilgt werden sollte. Dieses Alles lässt eine Uebergabe erwarten, aber wir wissen nicht, was wir zu erwarten haben; übrigens sind nur der Pascha und die Tataren\*) für eine Fortsetzung des Kampfes; die übrigen sind auf unsrer Seite.“\*\*)

Suworow war entschlossen den Sturm zu wagen. Aber der Erfolg konnte als mindestens zweifelhaft gelten. Die Russen hatten verhältnissmässig wenig Truppen.\*\*\*) Suworow verfügte über nur 28,000 Mann, während die türkische Garnison auf 40,000 Mann geschätzt wurde. Die Festung führte den Beinamen „Ordu Kelessi“

\*) In Ismail war u. A. der Bruder des ehemaligen Chan's der Krym, Kaplan-Girei, welcher bei dem Sturm mit fünf Söhnen den Tod fand. Er zählte doch wohl zu den Kampflustigen.

\*\*) Русскій Архивъ 1871. S 405—407. Viel trotzigere Aeusserungen der Belagerten werden von anderer Seite mitgetheilt. Potemkin erzählt, als habe der Pascha gedroht, die Russen sollten doch machen, dass sie fortkämen, wenn sie nicht durch Kälte und Hunger umkommen wollten. Bantysch-Kamenski erzählt, der Pascha habe sagen lassen: eher werde die Donau in ihrem Laufe innehalten oder der Himmel sich zur Erde neigen als dass Ismail sich ergebe.

\*\*\*) Tschernyschew klagt, es seien so wenig Truppen da, dass er, obgleich er der Aelteste im Dienste sei, in keinem Regiment mehr als ein Bataillon zu commandiren erhalten könne.

d. h. Sammelplatz der Truppen. Einsichtige russische Militärs haben den Sturm als ein allzugewagtes Unternehmen bezeichnet. Diebitsch sagte später: „Ich halte die Einnahme von Ismail für das kühnste Unternehmen in der ganzen Kriegsgeschichte; ich hätte mich nicht entschlossen zu stürmen.“\*)

Es giebt eine schlecht verbürgte Anekdote, in welcher die Einnahme von Ismail als die Frucht einer Laune Potemkins dargestellt wird. Eine schöne Frau, die nachmalige Gräfin Potozki, legte in des Fürsten Gegenwart die Karten und behauptete, Ismail werde sich erst nach drei Wochen ergeben. „Ich bin ein besserer Wahrsager als Sie“, antwortete Potemkin lächelnd und sandte an Suworow den Befehl, binnen drei Tagen die Stadt zu nehmen, es koste was es wolle.\*\*)

So stand denn die Sache doch nicht. Der Schwerpunkt der Ereignisse lag dort, wo Suworow befahl. Mit dem Augenblick, als dieser im russischen Lager eingetroffen war, konnte das Schicksal der Festung als entschieden gelten. Am 2. December war er gekommen und schon am 4. December schreibt Tschernyschew von den Uebungen, welche Suworow im Lager anstellen lasse, um den Soldaten die bei einem Sturme erforderlichen Evolutionen beizubringen.\*\*\*) Selbst erschien er auf dem Exercierplatz, wo an Sturmleitern geklettert wurde und andere Manöver eingeübt wurden.†) Von da an verging noch eine Woche bis zum Sturme. Am 4. December versuchten die Saporoger Kosaken, deren es 17,000 im Lager gab, die Stadt anzugreifen, wobei sie 30 Mann verloren.††) Sonst gab es in den letzten Tagen vor dem Sturme keine irgend bedeutende Action, nur, dass die Türken einmal während der Nacht den Bau von Batterien hindern wollten und drei russische Arbeiter tödteten. Alle Vorbereitungen zum Sturm wurden in Eile, aber möglichst geräuschlos getroffen. Die Oberoffiziere hatten vollauf zu thun. Tschernyschew u. A. war mit dem Zeichnen von Plänen

\*) Полевой 157.

\*\*) Castera, Vie de Catherine II. II. S. 67. Ueber die Damen im Lager Potemkins interessante Einzelheiten bei Engelhardt und in Tschernyschews Briefen. S. u. A. Русскій Архивъ 1871.

\*\*\*) S. Русскій Архивъ 401. „Mittlerweile fährt Suworow mit seinen Athernheiten fort und veranstaltet Proben des bevorstehenden Sturmes.“

†) Полевой 158. Smitt 516.

††) Tschernyschew im Русскій Архивъ 402.

beschäftigt und musste ausserdem einen grossen Theil des Tages zu Pferde sein. Von der Stimmung im Lager wissen wir nur wenig. \*) Um die Türken irrezuleiten in Bezug auf den Zeitpunkt des Sturmes liess Suworow mehrere Nächte vor der Katastrophe wiederholt Signalaraketen steigen. Am Tage vorher wurden die letzten Verfügungen getroffen, die letzten Instructionen ertheilt. Suworow empfahl, die Bastionen zu untersuchen, um zu erfahren, ob es nicht Pulverkeller darunter gebe, nirgends sollte nach dem Sturme Feuer angezündet werden, damit etwaige Explosionen verhütet würden; alle Taschenuhren wurden in gleichen Gang gebracht; die Kosaken sollten ihre Piken kürzen, weil es sich nun um einen Kampf zu Fuss handelte u. s. w. Der Feldherr erschien selbst bei den Soldaten, Alle ermunternd und die Anstalten besichtigend. Am 10. December begann ein furchtbares Artilleriefuer beiderseits, das bis zum Sturme anhielt. Dieser begann Morgens früh am 11. December. \*\*)

Dass der Sturm gelang war vor Allem dem verzweifelten Muthe der Angreifer zuzuschreiben. Es wurden Wunder der Tapferkeit gethan. Die Soldaten selbst sollen gestaunt haben über die Gewandtheit, mit welcher sie die steilen Festungswände hinankletterten. \*\*\*) Wo es an Leitern fehlte stützten sich die Stürmenden auf Bajonette und Piken und erstiegen den Wall auf diese Weise oder stürzten auch herab. †) Der Geistliche des polozkischen Regiments ergriff, weil das Regiment nach dem Tode seines Führers zurückzuweichen begann, ein Kreuz. Er hielt es hoch und rief „Halt Kinder! Hier

---

\*) Tschernyschew schreibt, in der Stadt sei, wie man sage, eine grosse Entmuthigung und fügte hinzu: „Es ist nur seltsam, dass Kutusows Corps die Stadt erbeben macht, und dass wir selbst dabei vor Furcht beben oder wenigstens sehr furchtsam aussehen“; dass es übrigens ihm selbst an Bravour nicht fehlte, zeigen seine Briefe, in denen er die Besorgniss ausspricht, dass Suworow ihn nicht entsprechend verwenden werde. Suworow sagte ihm die Führung zweier Bataillone während des Sturmes zu und ernannte ihn sodann zum Generalinspector aller Angriffscolonnen. Der Posten war weniger gefährlich als ehrenvoll. S. Русскій Архивъ S. 401 ff.

\*\*) Die militärischen Details, die Tabelle der Sturmcolonnen, das Topographische u. s. w. s. bei Smitt, Suworow 552 ff.

\*\*) Derschawins Erzählung bei Grot I. 475.

†) Langeron schrieb u. A.: „Da es sehr schlüpfrig war, so stützten wir uns auf die Bajonette der Soldaten, die sie in die Erde gesteckt hatten. Ich war mit vieler Mühe endlich oben auf dem Paragat und wurde wieder von einem Soldaten, der vor mir war und ausglitschte, 30 Fuss tief hinunter geworfen.“ Gesch. des österr., russ. und türkischen Krieges. Leipzig, 1792. S. 177.

ist Euer Commandeur“ und voran kletterte er an der Sturmleiter den Wall hinauf. \*) Der General Nekljudow war einer der Ersten, welche oben waren. Er hat nachher ein Jahr lang an der Wunde krank gelegen, welche er in dem Augenblick empfing. Im dichtesten Kugelregen drang Kutusow mit dem Rufe vor: „Gott ist mit uns!“ Suworow ernannte ihn noch während des Angriffs zum Commandanten von Ismail, als sei die Stadt schon genommen. Als später Kutusow den Oberfeldherrn fragte, warum er ihm schon damals, als der Erfolg noch zweifelhaft war, diesen Posten verliehen habe, sagte Suworow: „Suworow kennt Kutusow, Kutusow kennt Suworow. Suworow wusste, dass Kutusow in Ismail sein werde. Wäre aber Ismail nicht genommen worden, so hätte Suworow dabei den Tod gefunden und Kutusow auch.“ An die Kaiserin schrieb Suworow: „Kutusow commandirte meinen linken Flügel, aber er war meine rechte Hand.“ (\*\*)

Mit der Einnahme der Festungswälle war noch nicht Alles entschieden. Die ganze Bevölkerung der Stadt nahm Theil an dem Kampfe. Mit Dolchen bewaffnet kämpften die türkischen Frauen. Strasse für Strasse, Haus für Haus musste einzeln erobert werden. Ein ungeheures Blutbad beendete Alles. Potemkin schrieb nachher: In Ismail wurde nicht eigentlich eine Festung genommen, sondern eine von Festungswällen geschützte 40,000 Mann starke Armee vernichtet.“ Tausende verschanzten sich in den Chans oder Herbergen. In einer derselben starb auch der Commandant von Ismail, Aidos Pascha, von vielen Bajonettstichen durchbohrt. Man berechnete die Zahl der niedergemetzelten Türken bis auf 26,000. Wenigstens 10,000 wurden gefangengenommen. Von der ganzen Besatzung soll sich nur 1 Mann gerettet haben, welcher, leicht verwundet, ins Wasser fiel, einen Balken erhaschte und ans andere Ufer schwamm. Die Gefangenen wurden abwechselnd gebraucht, um die Leichen in die Donau zu werfen. Es waren sechs Tage dazu nöthig, um die Stadt zu reinigen. Der Werth der Beute wurde auf 2 Millionen geschätzt. Der Antheil jedes Soldaten betrug nicht unter 50 Rubeln. (\*\*\*) Drei Tage hindurch wurde geplündert.

Aber auch der Verlust der Russen war ungeheuer. Wenn auch in den officiellen Berichten nur von 2000 Todten und 2500

\*) Erzählung zweier Zeitgenossen, Derschawins und Engelhardt's.

\*\*) Баятышъ-Каменскій. I. 300—301.

\*\*\*) Suworow selbst nahm nichts. Man drang in ihn, er solle wenigstens ein reich aufgezeäumtes Ross nehmen; er sagte, er habe seinen donischen Klepper.

Verwundeten die Rede war,\*) so wird doch von andrer Seite wesentlich Anderes berichtet. Der Prinz von Ligne schrieb: „Der Sturm von Ismail war der mörderischste seit Jahrhunderten.“ Langeron schrieb: „Der Sturm dauerte über fünf Stunden. Wir haben fast bei allen Kolonnen ein Drittel Todte oder Verwundete gehabt, bei einer Kolonne zwei Drittel. Es gab gegen 7000 gefallene Soldaten, 300 gefallene Offiziere. Von meinem Detachement verloren wir von 540 Soldaten 187 und von 10 Offizieren 7.“\*\*\*) Kutusow schrieb nach dem Sturme an seine Frau: „Ich bin Gott sei Dank gesund und habe Dir schon gestern geschrieben, dass ich unverwundet bin; Gott weiss, wie dies zugegangen ist; niemals werde ich wieder einen solchen Kampf sehen. Die Haare stehen Einem zu Berge. Gestern war ich den ganzen Tag wohl guter Dinge, weil ich sah, dass ich am Leben war und dass eine so furchtbare Festung in unseren Händen ist, aber Abends kam ich nach Hause wie in eine Einöde: Iwan Stepanowitsch und Gļebow, die bei mir wohnten, sind getödtet; ich mag fragen nach wem ich will, so heisst es, er sei todt oder im Sterben. Mein Herz ist mir mit Blut übergossen und ich bin in Thränen gebadet. Den ganzen Abend war ich allein; dazu giebt es so viel zu thun, dass ich nicht nach den Verwundeten sehen kann; man muss die Stadt in Ordnung bringen; es liegen gegen 15,000 türkische Leichen darin u. s. w.\*\*\*) Von den Opfern des Sturmes werden genannt: der Generalmajor Lieven, welcher als der erste die Pallisaden durchbrach und schwer verwundet fortgebracht wurde; der Brigadier Ribapierre; der General Macnob, welcher an seinen Wunden starb; Solotuchin, den Suworow mit seiner Tochter hatte verheirathen wollen†) u. A. Ein Zeitgenosse berichtet von 15,000 Russen, die bei Ismail den Tod gefunden haben sollten,††) ein anderer spricht von 10,000,†††) ein dritter von 20,000. †)

\*) С. Петерб. Вѣдомости, Beilage zu Nr. 11 im Jahre 1791: 1815 Todte, 2450 Verwundete.

\*\*) Gesch. des österr., russ. u. türk. Krieges. 177.

\*\*\*) Русская Старина 1870. Bd. II. S. 500.

†) Русскій Архивъ 1866, S. 945.

††) Castera, II. 67.

†††) Энгельгардтъ, Записки. 116.

†) Biographie Potemkins von Helbig in Archenhölzt' Minerva 1799. IV. 182. Von den furchtbaren Verlusten der Kosaken erzählt der allerdings oft unzuverlässige Maasson Folgendes. Potemkin machte gern mit seinen Regimentern

An Feldzeichen und Waffenvorräthen wurde viel erbeutet. Es gab da 265 Kanonen, 3100 Pud Pulver und 20,000 Kugeln und allerlei Waffen; die Zahl der erbeuteten Fahnen betrug 400. \*) Suworow schrieb an Potemkin nach der Einnahme: „Nie ist eine Festung fester, eine Vertheidigung verzweifelter gewesen als hier, aber Ismail ist genommen; ich gratulire Ew. Durchlaucht.“ \*\*) Mit Stolz schrieb er an die Kaiserin, dass die Festung zu ihren Füßen liege, dass die russische Fahne dort wehe. \*\*\*)

Es stellte sich als eine besondere Gunst des Schicksals heraus, dass die Russen sich gerade an diesem Tage zum Sturme entschlossen hatten. Anderen Tages trat heftiger Nebel ein, welcher lange anhielt, so dass der Sturm während desselben unmöglich gewesen wäre. †) Trotz der ungeheuren Verluste war im russischen Lager grosser Jubel. Man feierte den Sieg zuerst durch ein prächtiges Gelage auf dem Admiralschiffe des Führers der Flotille, de Ribas, ††) hierauf folgte ein Fest bei dem General Paul Potemkin, welcher sich bei dem Sturme dadurch ausgezeichnet hatte, dass er zuerst in die Stadt eingedrungen war. †††)

---

allerlei Experimente. So bildete er denn u. A. eine Abtheilung Fuss-Kosaken unter dem Commando des Fürsten Sokolinski. Sie wurden bei Ismail fürchterlich zugerichtet. Die Säbel der Türken waren scharf genug, um die Lanzen-schäfte durchzuhauen. 5000 Kosaken und Fürst Sokolinski mit ihnen fielen an diesem Tage und verfluchten ihre Generale, die sie so formirt hatten; s. Mémoires secrets III, 154–156. Von Suworow berichtet Masson, derselbe sei über das Blutbad entzückt gewesen (!) und habe, auf einem Kurgan stehend fortwährend gerufen: „Коли, коли“. Mémoires secrets 160.

\*) Aus dem Briefe eines Augenzeugen im Archiv zu Reschetilowka, abgedruckt im Русскій Архивъ 1865 S. 536. Noch jetzt sieht man in der Festungskirche zu St. Petersburg diese mit reichlichen Blutspuren bedeckten Fahnen.

\*\*) Полевой 158.

\*\*\*) Castera II. 67. Masson, Mémoires secrets III. 270 theilt folgendes etwas geschmacklose Verschen mit, welches Suworow an die Kaiserin geschrieben haben soll: Слава Богу, Слава Вамъ,

Крѣпость взята и я тамъ.

Potemkins Schreiben an Falejew über den „furchtbaren und blutigen Sturm“ s. in den Schriften der Odessaer Gesellschaft für Geschichte und Alterthümer, II. 742. Potemkins Schreiben an Katharina bei Grot, Державинъ I. 377.

†) Smitt, Suworow, I. 550.

††) Полевой l. c.

†††) Minerva 1799. IV. 122. Masson, III. 424 meint, de Ribas habe sich während des Sturmes im Rohre versteckt und sei erst später zum Vorschein gekommen, um Beute zu machen. Ganz anders lauten die officiellen Nachrichten über de Ribas' Antheil an den Operationen beim Sturme. Hiernach

Zu gleicher Zeit gab es indessen noch mancherlei Verstimmung. Schon seit der Periode der Belagerung von Otschakow hatte einige Spannung bestanden zwischen dem Fürsten Potemkin und dem Grafen Suworow. Der letztere hatte sich durch eigenmächtige Handlungsweise, in Folge deren die russischen Truppen starke Verluste erlitten, den Zorn des Oberfeldherrn zugezogen und war sogar eine Zeitlang genöthigt gewesen von dem Kriegsschauplatze abzutreten. In dem folgenden Jahre hatte er die glänzenden Waffenthaten bei Rymnik und Fokschany ausgeführt. Jetzt hatte er Ismail genommen. Nach solchen Erfolgen stand er dem Oberfeldherrn, dessen Verdienste um den Krieg sehr bescheiden waren, ganz anders gegenüber als im Jahre 1788, wo er bei Otschakow durch einen unbesonnenen Husarenstreich den Ruhm der russischen Waffen compromittirt und das Leben vieler Soldaten nutzlos geopfert hatte. Höchst seltsam war die Begegnung zwischen Beiden, als Suworow, nachdem die Truppen die Militärquartiere bezogen hatten, den Fürsten in Jassy aufsuchte. Potemkin hatte Anstalten getroffen den Grafen mit grosser Feierlichkeit als Sieger zu empfangen. Suworow dagegen kam ganz still, in sehr bescheidenem Aufzuge, in einem moldauischen Bauerwagen bei nächtlicher Weile und liess sich bei dem Fürsten melden. Potemkin trat heraus und begrüßte ihn mit der Frage, womit er Suworow's Verdienste zu belohnen im Stande sei. Kalt entgegnete dieser: „Nein, Ew. Durchlaucht, ich bin kein Krämer und nicht gekommen mit Ihnen um den Lohn zu feilschen. Ausser Gott und der allergnädigsten Kaiserin ist Niemand im Stande mich zu belohnen.“ Potemkin verbiss seinen Grimm. In grosser Gemüthsbewegung machten Beide mehrere Schritte auf und ab ohne mit einander zu sprechen. Sie trennten sich gespannt. Suworow hoffte auf die Feldmarschallswürde. Potemkin wusste es zu verhindern,

---

hätte de Ribas drei Colonnen der stürmenden Landtruppen auf seinen Fahrzeugen gehabt und sie im dichtesten Kugelregen ans Land gesetzt, wobei er den Angriff unterstützte. Als u. A. in einer Moschee tausend Türken sich verschanzt hatten und ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen entschlossen waren, erschien de Ribas und forderte sie mit Entschiedenheit auf, die Waffen niederzulegen was denn auch geschah. Potemkin schrieb in seinem Berichte an die Kaiserin: „Der Generalmajor de Ribas hat von der Insel und der Flotte aus die ersten Streiche gegen den Feind geführt und ist, indem er während des Sturmes drei Colonnen commandirte, überall dort erschienen, wo die Sache es am meisten erforderte; er hat durch seine Tapferkeit seine Leute angefeuert, die Strandbatterien genommen, eine grosse Menge Feinde gefangen genommen und 130 Fahnen erbeutet.“ *Записки Одесскаго Общества.* IV. 301.

dass ihm diese Auszeichnung zu Theil wurde. Er erhielt Belohnungen anderer Art, welche den grossen Verdiensten, die er um den Krieg hatte, nicht entsprachen: es waren Epaulettes und ein Ring, welche einen Werth von 60,000 Rubeln repräsentirten und ausserdem wurde er zum Range eines höhern Offiziers bei der Garde befördert, was sehr wenig bedeutete, da es bereits eilf solcher Stellen gab. \*)

Es ist sehr seltsam, dass Potemkin's Verwandter und Freund, der General Ssamoilow in seiner Biographie Potemkins mit solcher Erbitterung sich über diejenigen äussert, welche meinen, Potemkin sei neidisch gewesen auf Suworow. Er meint in der Medaille, welche zu Ehren des letzteren geschlagen wurde, den Beweis für die völlige Neidlosigkeit des Fürsten erblicken zu dürfen. \*\*) Schwerer als dieses Argument fällt die Angabe mehrerer Zeitgenossen in's Gewicht, dass Potemkin bei seiner Anwesenheit in St. Petersburg in den ersten Monaten des Jahres 1791 bemüht war Suworow von dort zu entfernen, um ihn bei Gelegenheit des Festes zu Ehren der Einnahme von Ismail nicht die erste Rolle spielen zu sehen. Potemkin stellte der Kaiserin vor, es sei nothwendig, dass Suworow die Festungen in Finnland besichtige. Der Friede mit Schweden war aber schon mehrere Monate zuvor (im August 1790) geschlossen worden und man hatte von dieser Seite her nichts zu fürchten. Es galt dem Fürsten Potemkin nur den verhassten Nebenbuhler, den eigentlichen Sieger von Ismail zu entfernen. Der Secretär der Kaiserin, dessen Angaben gerade für solche Verhältnisse gewiss zuverlässig erscheinen, bemerkt ausdrücklich, Potemkin habe so intrigirt, damit Suworow keine Gelegenheit hätte, die in Ismail gefangenen Pascha's der Kaiserin vorzustellen \*\*\*). Potemkin erreichte seinen Zweck, Suworow fehlte bei den Festlichkeiten. Er war in Finnland und voll Bitterkeit über die ihm widerfahrene Behandlung. Obgleich der Krieg im Süden noch monatelang fort dauerte, nahm er keinen Antheil mehr an demselben. Er war in Finnland wie ein Verbannter. Aus seinen Briefen, die er dort schrieb, ersehen wir, wie er dem Fürsten Potemkin grollte. Wiederholt erwähnt er, er sei für die Einnahme von Ismail schlecht belohnt worden, einmal spricht er sogar von der „Schande wegen Ismail.“ Heftig tadelt er den Fürsten Potemkin, welcher

---

\*) S. u. A. Бятышь-Каменскій. III. 331.

\*\*) Русскій Архивъ 1867. S. 1548.

\*\*\*) Записки Храповицкаго, 26. April, 1791 in den Чтенія Московскаго Общества Исторіи и Древностей 1862.

ein halbes Jahr vor den Wällen von Otschakow verträumt habe. Er freute sich der Spannung zwischen Potemkin und Repnin, welche nicht wenig beigetragen haben mag zu der Krankheit und dem Tode des ersteren, er suchte die Verdienste Repnin's, welcher bei Matschin gesiegt hatte, in den Schatten zu stellen u. dgl. m. \*)

Ob man nun in Petersburg geneigt war, das Hauptverdienst um die Einnahme Ismails dem Fürsten Potemkin oder dem Grafen Suworow zuzuschreiben: man war entzückt über den Erfolg. Verhältnissmässig spät erfuhr man von diesem Ereigniss. Am 11. December war die Festung gefallen, und erst am 29. desselben Monats erschien der von dem Fürsten Potemkin an die Kaiserin abgesandte Valerian Subow mit der wichtigen Nachricht. Etwas später kam Potemkin's Secretär Popow mit den Schlüsseln der Stadt in Petersburg an. Die Kaiserin, welche zu dieser Zeit einen Zusammenstoss mit England fürchtete und sich nach Frieden sehnte, erblickte in der Einnahme von Ismail ein Mittel zur Erreichung dieses letzteren Zieles. Indem sie in ihrem Schreiben an Potemkin bemerkte, kaum irgend eine Waffenthat in der Geschichte sei dieser zur Seite zu stellen, sprach sie die Hoffnung aus, dass doch endlich die Türken zur Vernunft kommen und den Frieden schliessen möchten. \*\*) Je grössere Erfolge man an der Donau errungen hatte, desto sicherer konnte Russland darauf bestehen, Otschakow nebst Umgegend behalten zu dürfen. Auf weitere Erwerbungen wollte man vorläufig verzichten. Jetzt konnte man sagen, dass Russland die Probe bestanden habe, dass die Türkei in der That furchtbar gedemüthigt sei. Siegesgewiss hatte Katharina einige Monate zuvor in einem Privatbriefe die Aeusserung gethan: „Was uns anbetrifft, so werden wir fortfahren die Türken zu schlagen, unserer löblichen Gewohnheit gemäss, zu Wasser so wohl als zu Lande.“ Auf diesen Ausspruch hinweisend rief der Fürst von Ligne aus: „Giebt es etwas Unerhörteres, Eclatanteres, als einen solchen Ausspruch zu thun zwei Monate vor der Einnahme von Tultscha, von Isaktschi, von Braila, von Kilia, von Ismail. \*\*\*)

Es war ein glänzender Erfolg. Mit Recht hob der ehemalige Günstling der Kaiserin, Mamonow, in einem Schreiben an Katharina

\*) Smitt, Suworow. II, 10, 56, 59—60.

\*\*) Grot, Derschawin. I. 377.

\*\*\*) Oeuvres du prince de Ligne. II. 251.

hervor: nicht blos die Wichtigkeit der Festung gebe diesem Siege eine hohe Bedeutung, sondern noch mehr die Art, wie man sie genommen habe. Diese müsse unsäglichen Schrecken unter den Feinden Russlands verbreiten.\*)

In mehreren Gedichten wurden Suworow und Potemkin bei Gelegenheit der Einnahme Ismails gefeiert. Als Dichter treten auf Kostrow, Nikolajew, Korabanow, Derschawin. Der letztere sprach in einem seiner Gedichte von dem hellen Scheine des Nordlichts, welches das Antlitz Mohameds erleichen mache, so dass dieser sich mit trauernder Miene abwende. Katharina, sagte er in einem anderen Gedichte, sei berufen die Niederlagen der Kreuzfahrer zu rächen, des Jordans Wasser zu reinigen von den Ungläubigen, das Grab des Heilandes zu befreien, den Athenern Athen wieder zurückzugeben, die Stadt des grossen Constantin für einen neuen Constantin zu erwerben.\*\*)

Es gab in Constantinopel eine Ueberlieferung — man sagte, es seien Steine mit Inschriften solchen Inhalts vorhanden —, derzufolge Constantinopel einst von Völkern, die aus dem Norden kommen sollten, genommen werden würde. Näher und näher kamen in diesem zweiten Türkenkriege zur Zeit Katharinas die russischen Truppen der türkischen Hauptstadt. Waren sie von Otschakow bis Ismail vorgedrungen, so mochte man leicht an ein ferneres Vordringen derselben bis in das Herz des ottomanischen Reiches glauben. In der türkischen Hauptstadt herrschte der Schrecken. Zusammenrottungen des Volkes waren eben so streng verboten als jedes Gespräch über die Siege der Russen. Wer von militärischen Operationen sprach, konnte gewärtig sein ins Meer geworfen zu werden. Fast jede Woche kamen Nachrichten über neue Niederlagen. Nicht anders als von einer grossen Menge Garden umgeben durfte der Sultan sich öffentlich in die Moschee zum Gebete verfügen. Jeden Augenblick konnte ein Aufstand ausbrechen. Als sich das Gerücht in der Hauptstadt verbreitete, Ismail sei gefallen, stieg die Aufregung. Man sprach davon, Constantinopel solle befestigt werden. Dabei nahmen die Desertionen der gleich Heerden zusammengetriebenen Truppen stets zu. Eine levée en masse sollte stattfinden. Allgemeine

\*) Русскій Архивъ 1865. S. 855.

\*\*\*) Grot, Derschewin. I. 335, 356 ff.

Wehrpflicht mit günstigen Aussichten des Vorrückens bis zum Range eines Paschas sollte eingeführt werden.\*) Jetzt stand die Hoffnung der Türkei auf England. Doch kam es nicht dazu, dass dieses als Retter auftrat. Die Friedenspartei in Stambul gewann allmählig die Oberhand. Noch ein Schlag erfolgte durch den Sieg Repnins bei Matschin. Bald darauf kam der Friede zu Stande.

---

\*) Russ. St. Pet. Zeitg. 1791. 259, 334 354.

A. Brückner.

## Bemerkungen zur Pfarrbesetzungsfrage.

In Nr. 268 des laufenden Jahrganges der Zeit. f. St. u. L. wird die Frage der Predigerwahl oder der Pfarrbesetzung in Livland neuerdings wieder erörtert. Es wird darin vorerst angenommen, dass die Zahl der principiellen Gegner der bauerlichen Wahlberechtigung nicht allzu gross sei und dass die Bauergemeinden diese Lösung der Frage dringend wünschen. Beide Annahmen scheinen vorläufig noch des Beweises zu harren. Wenn wir von dem unsererseits in dem letzten Hefte der Baltischen Monatsschrift hervorgehobenen Umstände absehen, dass der Patronat in der lutherischen Kirche consistorialer Verfassung nur mit geringfügigen Ausnahmen heute seine Lebenskraft noch nicht verloren hat, so müssen es doch aussergewöhnliche Verhältnisse sein, die gerade bei uns ein wirkliches Bedürfniss nach Aufhebung oder Einschränkung des Patronats hervorrufen. Wir wollen nicht leugnen, dass was anderswo gut ist, für uns nicht passen kann, dass es Gründe giebt, die auch in dieser Frage als specifisch baltische Gründe unsere Erwägung beeinflussen müssen. Das öffentliche Leben ist bei uns noch so wenig entwickelt, das Interesse und vorurtheilsfreie Verständniss für unsere Lage, für die Forderungen unserer Zeit stehen in solchem Missverhältniss zu dem wahren Stande der Dinge, dass alles Arbeiten oft an der Indolenz zu Grunde geht und wo für Fragen des Gemeinwohls sich ein Körnchen Interesse findet, man wohlthut, dieses Körnchen, auch wenn es vorläufig eine falsche Gestalt hat, sorgsam zu beachten und zu hüten. Denn lieber ein Funke des Elementes, welches gefährlich werden kann, als todte Asche! Also: wenn unser Bauer dahin wirklich drängt, bei der Pfarrbesetzung sich zu betheiligen, wenn unsre Geistlichkeit dem zustimmt — der Funke Leben ist

besser als gar kein Leben. Aber wir glauben trotz des die Betheiligung der Bauergemeinden an der Pfarrbesetzung durch Wahl befürwortenden neuesten Beschlusses der estländischen Predigersynode, dass unsere Geistlichkeit in der grossen Mehrzahl an dem Patronat festhält, wir glauben, dass unser Bauer nur da mit dem Patronat unzufrieden ist, wo man, von künstlich erzeugten Ideen abgesehen — das Patronatrecht missbraucht hat, oder wo man bäuerliche Rechte verletzt hat. Ein unzweifelhaftes Recht unter allen den vielen zweifelhaften Rechtsverhältnissen des Patronats ist gewiss das Protestrecht der Gemeinden. Dieses Recht gehört zu den Angelegenheiten der Kirche und als solche eigentlich zu den Verhandlungsgegenständen des Kirchenconvents. Da das Patent Nr. 128 v. J. 1870 aber im Art. 4 die „auf dem j. patronatus beruhenden besonderen Rechte“ dem Kirchenconvent entzieht, so fragt es sich, ob das Protestrecht, als auf dem j. patronatus beruhend, in der Praxis vom Kirchenconvent wird geübt werden können, oder wie bisher auf besonderen Versammlungen der Kirchenvormünder. Hier hätte vor Allem der Adelsconvent resp. der Landtag einzugreifen. Es kann nicht im Interesse der Geistlichkeit oder des Patronats liegen, dieses Protestrecht irgend wie zu schmälern: wenn wir nicht weiter gehen in der Hinzuziehung der Willensäusserung der Gemeinden, so muss mindestens diesem Protestrecht volle Freiheit gewahrt oder verliehen werden. Dieses Recht gelangt aber durch die Kirchenvormünder nicht zu seiner vollen Bedeutung, weil diese eben nicht von der Geistlichkeit unabhängige Personen sind. Der Kirchenvormund kann nicht frei urtheilen, den Wünschen der Gemeinde gemäss protestiren gegen einen Prediger, der vielleicht trotz des Protestes doch sein Oberer wird, er wird mit Recht oder Unrecht sich scheuen, einen Mann zu kränken, dessen Untergebener er vielleicht bald darauf wird. Das Protestrecht muss daher von den dem künftigen Geistlichen gegenüber unabhängigen Delegirten der Gemeinden auf dem Kirchenconvent in Verbindung mit den Stimmen der Gutsbesitzer ausgeübt werden. Diesem Protestrecht des Kirchenconvents müsste ferner eine grössere Bedeutung gegeben werden einmal dadurch, dass die Gutsbesitzer genöthigt würden, nicht wie es bisher meistens geschah, ihre Stimme mit denen der Patrone und Compatrone zusammen auf einer besonderen Versammlung zu verlautbaren, sondern sie auf dem Kirchenconvent abzugeben. Diese Nöthigung aber würde sich einigermaassen von selbst ergeben wenn das Protestrecht durch die Delegirten geübt würde, statt durch die versammelten

Kirchenvormünder, deren Zustimmung zu der Wahl der Gutsbesitzer man im Voraus meist gewiss sein konnte. In den Patronatspfarren hatte die Abstimmung unter den Kirchenvormündern wenig Bedeutung; auf dem Kirchenconvent dagegen wird im Falle der Uneinigkeit jede einzelne Stimme zur Geltung gelangen können, es würden der Patron auf der einen, Gutsbesitzer und Gemeindegelirte auf der andern Seite sich ziemlich gut die Wage halten. Es wird erst so das Patronatsverhältniss seine eigentliche rechtliche Stellung und Sinn erlangen, der Patronat wird sich klar und ganz herauschälen aus dem Wust der heutigen Verhältnisse, die Patrone werden ihr Recht wie die Compatrone und Eingepfarrten das ihrige präciser klar legen müssen. Ferner müsste dem Protestrecht dadurch ein grösseres Gewicht beigelegt werden, dass das Consistorium ihm eine weitere Fassung giebt. Ueber die Begründung des Protestes gegen eine Predigervocation hat das Consistorium zu entscheiden, und es hat die Möglichkeit, den Wünschen der Kirchenconvente sehr weiten Spielraum zu geben. Wo ein Patronat existirt, da hat die Kirchengemeinde in diesem Protestrecht heute schon ein starkes Gegengewicht gegen Willkürlichkeiten und Unbilligkeiten des Patrons, und wenn die Consistorien das Ihrige thun, so glauben wir, wie wir es bereits ausgesprochen haben, dass den Streitigkeiten in der Hauptsache damit der Boden entzogen werden kann.

Eine andere Frage ist die, wo im einzelnen Fall ein Patronatsverhältniss vorliegt. Aus dem Actenstaub, der über der Begründung des Patronats meistentheils liegt, wird man nur selten das Wahre herausfinden, und will man reformiren, so wird man eine andere, lebensvollere Basis aufsuchen müssen. Decretiren — wir haben es schon ausgesprochen — kann man die Aufhebung des Patronats nicht ohne private Rechtsverletzung. Der Landtag hat aber factisch, wie die Dinge heute liegen, die Möglichkeit, durch Zusammenfassen des heute Bestehenden und durch Combination mit einer neuen Basis einen gewissen Halt in die Sache zu bringen, der zu weiterer systematischer Entwicklung führen kann. Diese neue Basis sind die materiellen Lasten für die Erhaltung der Pfarre und der Kirche. Was vom Gesichtspunkte des strengen Rechts unstatthaft ist, wird oft leicht erreicht auf der Grundlage der Billigkeit und auf dem Wege des Uebereinkommens. Diesen Sinn aber würde ein Landtagsschluss haben, der einen Ausgleich der bestehenden kirchlichen Leistungen mit den bestehenden Patronatsrechten zu Stande brächte, und wir meinen, dass diesen Billigkeitsrücksichten sich nicht

leicht Jemand verschliessen wird. Man muss stets im Auge behalten, dass die Gegensätze in dieser Frage diese sind: Patronatrecht und freie Wahl der Gemeinde; dass eine Betheiligung der Gemeinde an der Pfarrbesetzung den Patronat noch nicht ausschliesst, die freie Wahl nicht statuirt. Wenn man den heutigen thatsächlichen Verhältnissen gemäss codificiren will, so könnte auf Grund der materiellen Leistungen ein actives Votum der Gemeinde ja wohl allgemein festgesetzt werden; es würde damit aber der Patron noch nicht beseitigt sein und liessen sich mancherlei Combinationen finden, durch welche die Autorität des Patrons in dem Ersehen oder Berufen des Pfarrers gewahrt und als Schutz gegenüber den Missbräuchen ganz freier Wahl reservirt würde. Solche Einschränkungen könnten natürlich nur im Verhältniss zu den materiellen Leistungen gedacht werden und es liegt auf der Hand, dass man durch ein allgemeines Abolitions-gesetz nicht einer Anzahl Patronen, die ausschliesslich aus eigenen Mitteln eine Pfarre unterhalten, ihr Recht nehmen und alle Lasten auf ihren Schultern zurücklassen kann. Bei einer vollständigen Neubegründung des Pfarrbesetzungsrechts nach Maassgabe der materiellen Leistungen müsste einmal mindestens das Vorschlagsrecht eines oder mehrerer Candidaten zur Wahl dem Patron ausschliesslich bleiben, und könnten dann der Gemeinde so viel Stimmen bei der Wahl gegeben werden, als ihr nach Verhältniss der Leistungen gegenüber dem Patron und den Compatronen zukämen.

Eine solche Neuerung wäre indessen schon eine ziemlich einschneidende Reform, und, wie wir bereits wiederholt ausgesprochen haben, scheint uns heute noch kein dringender Umstand zu fundamentalen Reformen vorzuliegen, wohl aber das Bedürfniss nach Klärung der bestehenden Verhältnisse. Möge vorerst das Protestrecht, und in den publikan Pfarren das Besetzungsrecht auf den Kirchen und Schulconventen eingebürgert werden, mögen sich die Verhältnisse auf diesem noch so jungen Boden klären, auf dem der bauerlichen Gemeinde volle Selbständigkeit gewahrt ist, von dem aus auch die Frage nach der Qualität der Pfarre im einzelnen Falle zum Austrag gebracht werden kann, dann wird sich allmählig zeigen, ob eine und welche radicale Reform nöthig und ausführbar ist.

---

## Unsere bäuerlichen Verhältnisse i. J. 1871.

Wenn wir die Sprecher unserer organisirten und nichtorganisirten Gegnerschaft im Reich hören, so tönt uns nun schon seit Jahren, wie die Dominante eines grossen und langweiligen musikalischen Satzes, immer wieder der Ausdruck „feudal“ entgegen. Feudal! heisst der Trompetenstoss, mit dem die „Stimme“ St. Petersburg's und die Verstimmung der „Moskauerin“ das grosse Concert jedesmal wieder in die Tonart zurückführen sobald dasselbe von der alten Stimmung abzuweichen Lust verspürt. Was vermag aber gegen den hellen und fortschrittsmuntern Ton der Trompete die zarte Geige der Provinz, die mit der obligaten Sordine sich wohl für höhere Kammermusik, nicht aber für den Parademarsch auf dem Schlossplatz eignet! Wollten wir uns viel um jene Trompetenmusik kümmern, wollten wir nach ihr unser Thun und Lassen einrichten, wir wären längst mit unserer Weisheit und unserer Arbeit am Rande. Wo die Instrumente einmal so verschieden gestimmt sind, da bringt alle Anstrengung keine Harmonie zu Wege.

Indessen hat jene Trompete doch auch ihr Gutes im Orchester, und wir möchten sie kaum ganz entbehren. Sie bläst uns Tag für Tag die Reveille ins Ohr, und wenn wir uns des Morgens einmal über die Zeit hinaus in leisem Schlummer überraschen lassen, so ärgern wir uns augenblicklich über den gewaltsamen Lärm, aber bei offenem Bewusstsein erinnern wir uns doch wieder, dass an des Tages drängende Arbeit zu mahnen leider meist die Aufgabe gegensätzlicher, feindlicher Mächte ist.

So wollen auch wir denn die letzte Reveille, das alte Getute, nicht vergeblich gehört haben, sondern Alles zum besten kehren und ein paar Arbeitsfelder am Jahresschluss kurz überschauen. Jenes Getute von baltischem Feudalismus richtet sich hauptsächlich gegen unsere bäuerlichen Verhältnisse, weshalb wir in Nachstehendem versuchen werden, nach den uns zugänglichen Daten das Hauptsächliche, was auf diesem Gebiet in dem letzten ökonomischen Jahr (1870/71) geschehen ist, kurz zusammenzufassen.

Nehmen wir zuvörderst das Verhältniss der bäuerlichen Bevölkerung zum Boden.

Für Kurland stützen wir uns hauptsächlich auf das kurländische statistische Jahrbuch pro 1869 und müssen hier wieder das schon oft geäußerte Bedauern aussprechen, dass die ihrerzeit von dem verdienstvollen Secretär des kurländischen statistischen Comité's, Baron Heyking, herausgegebenen statistischen Arbeiten über Kurland, namentlich aber das kurländische statistische Jahrbuch seit dem Ausscheiden des genannten Herrn aus dem Amt keine Fortsetzung erfahren haben. Ein Vergleich der Angaben des letzten statistischen Jahrbuches mit den Daten für das letzte Wirthschaftsjahr wird uns indessen einigen Aufschluss über den Verkauf des bäuerlichen Landes seit Georgi 1869 bis Georgi 1871 geben, wobei wir zunächst nur das private, nicht domaniale Land im Auge haben.

Die Zahl der Bauerhöfe oder Gesinde betrug i. J. 1869 und beträgt annähernd auch heute noch 11,906, mit einem Areal von 1,230,400 Lofstellen, und ausschliesslich an cultivirtem Lande (Acker und Wiese) von 993,800 Lofstellen. Im Jahre 1869 waren hievon verkauft 1321 Gesinde mit einem Gesamtareal an cultivirtem und nichtcultivirtem Boden von 167,636 Lofst., oder in Procenten 15,4% des damals alienabeln Privatbauerlandes. Seit dem vorigen Jahre ist in Folge eines Beschlusses der brüderlichen Conferenz auch das bäuerliche Land der Fideicommissgüter verkäuflich geworden, so dass 1869 von dem gegenwärtig verkäuflichen Bauerlande nur 11,0% verkauft waren. Seitdem hat sich die Zahl der verkauften Gesinde in 2 Jahren um 552 vermehrt, wodurch das Verhältniss zum verkäuflichen Bauerlande auf 15,7% gestiegen ist.

In Livland betrug im Jahre 1868 nach Fr. v. Jung-Stillings „Statistischem Material zur Beleuchtung Livländischer Bauerverhältnisse“ die Summe alles cultivirten Bauerlandes (Acker und Wiese) 2,431,798 Lofst. oder 575,571 Thl. 67 Gr., vertheilt auf 35,699 Gesinde, und die Summe des bis zum Schluss des Jahres 1868 verkauften Bauerlandes 82,105 Thl. 27 Gr. = 14,26% des verkäuflichen Bauerlandes. Am 23. April 1871 weisen die uns gegenwärtig vorliegenden Daten über das blos private, nicht auch domaniale Bauerland folgendes Verhältniss auf:

- 1) Areal alles priv. cultiv. Bauerlandes: 544,717 Thl. 27 Gr.
- 2) Summe aller priv. Bauerhöfe oder Gesinde: 31,566.
- 3) Areal der verkauften privaten Gesinde: 140,300 Thl.
- 4) Summe der verkauften privaten Gesinde: 6644.

Hiernach ist das Verhältniss des verkauften zum verkäuflichen privaten Bauerlande auf 25,7% des Areal und 26,3% der Zahl der Gesinde gestiegen; also in 3 Jahren um 11 bis 12 Procent.

Nur die dürftigsten Daten stehen uns über Estland zu Gebote. Von 16,357 Gesinden sind bis zum 23. April 1871 verkauft worden 839, also nur 5,1% aller Gesinde.

Wenn bei dieser grossen Verschiedenheit in dem Fortgang des Verkaufs des Bauerlandes auch der freie Wille der Verkäufer und Käufer mitwirken mag, so liegen die wichtigsten Gründe doch in realen Verhältnissen. In Estland hemmen zwei schwerwiegende Umstände den Verkauf: einmal die geringere Wohlhabenheit der bäuerlichen Bevölkerung, welche durch ungünstigeres Klima und den ärmeren Boden des grösseren Theiles von Estland bedingt ist, und dann die Dorfwirtschaft. In Kurland und dem lettischen Livland ruht die Landwirthschaft auf dem rationelleren, für die Cultur bedeutend vortheilhafteren System der Einzelhöfe. Ein nicht mehr sehr bedeutender Theil des estnischen Livland und der weitaus grössere Theil von Estland haben noch die Dorfwirtschaft und damit zusammenhängend die Schnurländereien, die überall ein schwer zu überwindendes Hinderniss des Verkaufs der Bauerhöfe sind. Einzelne reichere Grundbesitzer in Estland und jenen wenigen Districten Livlands arbeiten mit grossen Geldopfern daran, diese Dörfer in Einzelhöfe aus einander zu legen, um dann den Verkauf zu ermöglichen. Diese Streulegung der Bauerhöfe aber ist eine langwierige und theuere Operation, die nur von einem kleinen Theil der Gutsbesitzer rasch bewerkstelligt werden kann. Aus diesen beiden Gründen ist der langsame Fortgang des Verkaufs in Estland wohl hauptsächlich zu erklären. In Kurland ferner waren von jenen 11906 Bauerhöfen bisher nur 8579 verkäuflich, da der Rest von 3327 Gesinden fideicommissarisch gebunden war. Während die 1873 verkauften Gesinde nur allodiale Bauerhöfe sind, ist anzunehmen, dass der Verkauf künftig durch die Entfesselung des fideicommissarischen Bauerlandes in steigender Progression wachsen wird.

Interessante Belege für die culturlichen Verhältnisse der beiden Nachbarprovinzen an der Düna geben ferner einige Durchschnittszahlen für die Grösse und den Preis der Gesinde. In Kurland he trägt das Gesamtareal eines Gesindes im Durchschnitt 103 Lofst.; davon ist Acker und Wiese 83 Lofst. In Livland hat das Durchschnittsgesinde 130 Lofst. Land: davon Acker und Wiese 68 Lofst. Der Durchschnittspreis für eine Lofstelle Landes überhaupt beträgt

in Kurland ca. 33 Rbl. In Livland war dieser Preis bis zum J. 1868: 21 Rbl. 71 Kop., und ist gegenwärtig gestiegen auf ca. 25 Rbl. 85 Kop. Ferner ist der Durchschnittspreis eines verkauften Gesindes gewesen: in Kurland 3807 Rbl. in Livland 3365 Rbl. Man sieht hieraus, dass die bäuerliche Landwirthschaft in Kurland eine intensivere ist als in Livland und daher der Preis des Landes ein höherer, so dass das an Areal kleinere kurische Gesinde doch durch seinen grösseren Bruchtheil an cultivirtem Lande einen höheren Werth als das livländische Gesinde darbietet.

Die allgemeine Entwicklung des bäuerlichen Landeigenthums wird in beiden Provinzen, besonders aber in Kurland durch die Verhältnisse der Domänen sehr stark beeinflusst. Wir geben die folgenden Daten ohne für ihre Genauigkeit bürgen zu können, da die Domänen bisher weder vollständig noch genau vermessen worden sind, die bezüglichen Zahlen also nur annähernd den wirklichen Verhältnissen entsprechen und weit weniger sicher sind als die Zahlen für den privaten Grundbesitz. Die Krone besitzt in Livland ohne die Forsten 141 Höfe mit ca. 1,493,421 Lofst. Land, von denen 866,052 Lofst. in bäuerlichem Besitz unter 5289 (?) Gesinde vertheilt sind. Durch Sprengung einzelner Kronbesitzlichkeiten sowie durch Abscheidung von Land für die sogen. landlosen Knechte auf 44 Domanalgütern sind ausserdem 11,847 Lofst. in den Besitz der Bauern gelangt, so dass diese gegenwärtig 877,999 Lofst. nutzen. Verkauft sind bisher 634 Gesinde, d. i. nach den hier divergirenden Daten höchstens 8% aller Gesinde. In Kurland besitzt der Fiscus ohne die Waldungen 248 Güter mit zusammen ca. 995,268 Lofst. Land. Nachdem im Laufe der Zeit von 50 Gütern 23,109 Lofst. Hofesland abgeschieden und an landlose Bauern vertheilt worden sind, befand sich im Jahre 1870 in bäuerlicher Nutzung ein Areal von etwa 808,839 Lofst. Die Zahl der Gesinde ist gegenwärtig etwa 7412, so dass das Kronsgesinde im Durchschnitt etwa 110 Lofst. gross ist, oder, wenn man von den Dotationen an landlose Bauern absieht, 118 Lofst. Der Fiscus hat hievon nur 80 Gesinde mit 10,479 Lofst. verkauft.

Dieser Umstand, dass ungefähr  $\frac{2}{5}$  alles bäuerlichen Landes in Kurland dem Fiscus gehört, muss natürlich solange die Consolidirung eines festen bäuerlichen Grundbesitzes hindern als der Fiscus selbst den Uebergang dieser  $\frac{2}{5}$  in das bäuerliche Eigenthum nicht ermöglicht. Beiläufig würde, wenn der Fiscus diese  $\frac{2}{5}$  zu dem beim Privatverkauf üblichen Preise veräussern wollte, eine Kaufsumme

von 26 bis 27 Millionen Rubel sich ergeben, wozu noch durch Verkauf der Höfe ca. 6 Millionen kommen würden, während die ungeheuren Forste dem Fiscus noch blieben.

In Kurland wie in Livland hat nach einem merklichen Stocken des Verkaufs infolge der Hungerjahre ein bedeutender Aufschwung im letzten Wirthschaftsjahre sich gezeigt, natürlich hauptsächlich verursacht durch die reiche Erndte des Jahres 1870. In Kurland wurden 18<sup>70/71</sup> 336, in Livland gar 986 Gesinde verkauft.

Wenn es noch eines Beweises bedürfte, dass im Allgemeinen die Verkäufe der Bauerhöfe nicht für die Bauern zu lästige Bedingungen enthalten, so wäre er durch den Hinweis darauf geführt, dass nach einer Erfahrung von etwa 8 Jahren, seit welcher Zeit der Verkauf des Bauerlandes im Wesentlichen erst möglich geworden, in Gang gekommen ist, trotz der steigenden Preise der Zudrang zum Kauf stetig und stark wächst. Ein in allen 3 Provinzen leider den Fortgang des Verkaufs immer mehr erschwerender Factor sind die Geld- und Creditverhältnisse. Wir haben uns gegen die zwangsweise Ablösung der Bauerhöfe von dem grossen Grundbesitz durch den Staat gestäubt und die Staatsregierung hat die wohlberechtigten Gründe anerkannt, die uns bewogen haben, diese in den meisten andern Ländern durchgeführte Maassregel mit Rücksicht auf unsere besonderen Verhältnisse als verderblich zu scheuen. Der Uebergang von den feudalen Verhältnissen der Erbunterthänigkeit und Frohne zu dem bäuerlichen selbständigen Grundbesitz ist bei uns allmählig, stetiger bewerkstelligt worden als anderswo und hat uns vor den üblen Folgen eines plötzlichen, gewaltsamen Bruches bewahrt. Aber wir haben damit unsererseits eine Pflicht übernommen, die wir heute und lange noch erfüllen müssen. Jener Zwang des Staates bei der Ablösung war stets zugleich mit einer Hülfe des Staates verbunden, und indem wir den Zwang vermieden haben, verzichteten wir zugleich auf die staatliche Hülfe. Diese Hülfe, die in der Uebernahme und Abwicklung der entstehenden Schuldverhältnisse durch den Staat besteht, müssen wir auf irgend eine Weise ersetzen. Es ist ein Beweis der im Allgemeinen guten Verhältnisse des Wohlstandes bei uns, dass die Ablösung bisher mit den relativ geringen Unterstützungen unserer öffentlichen corporativen Creditinstitute in der oben gekennzeichneten Weise hat vorwärts schreiten können. Indessen ist der Wohlstand nicht überall gross genug um stärkerer Unterstützung von aussen her entbehren zu können, und wir werden uns diese Unterstützung nothwendig schaffen müssen wenn wir nicht über kurz oder

lang in die Lage kommen wollen, die so eminent wichtige Verkaufsoperation unterbrochen zu sehen. Die Verschuldung eines grossen Theiles des Grossgrundbesitzes und die dadurch verhinderte Veräusserung von Parcellen desselben auf der einen, und die Verkehrsunfähigkeit der Bauerlandobligationen auf der andern Seite, diese beiden Hauptgegner des raschen und allgemeinen Verkaufs des Bauerlandes haben wir auf irgend eine Weise zu beseitigen, und zwar je früher um so besser.

Gehen wir nun zu einigen andern Verhältnissen des Bauerstandes über und überschauen das was in dieser Beziehung im letzten ökonomischen Jahre geschehen ist.

Die guten Erndten der letzten Jahre haben den Wohlstand im Allgemeinen wieder sichergestellt und neu vermehrt. Die krankhafte Auswanderung ins Innere des Reichs hat nur noch wenige Spuren hinterlassen; in Estland z. B., dessen ärmerer Boden hauptsächlich zum Wandern aufforderte, sind im letzten Jahre nur 213 Personen in andere Gouvernements übersiedelt. Es ist nicht anzunehmen, dass die Auswanderung je ganz aufhören werde, und nur die Art, wie sie vor einigen Jahren auftrat, hat die Auswanderung überhaupt bei uns discreditirt. Die Vorrathsmagazine sind gefüllt und die Gemeindecassen weisen beträchtliche Capitalansammlungen auf. So wohlthätig die Vorrathsmagazine ihrerzeit gewirkt haben, so ist ihr Werth doch nur ein relativer. Die Verbesserung der Verkehrsmittel, die Eisenbahnen namentlich, die einzelne Theile unserer Provinzen heute schon mit den Getraidekammern des inneren Reichs verbinden, erfüllen den Hauptzweck, welchen die Vorrathsmagazine im Auge haben, zum Theil schon jetzt indem sie für den Fall einer Hungersnoth den Gemeinden, die sie berühren, die Möglichkeit bieten, den Bedarf an Korn durch Ankauf zu decken. Die in der Nähe unserer grösseren Städte und Bahncentren liegenden Gemeinden haben daher bereits vielfach an die Stelle ihrer Vorrathsmagazine Magazincassen treten lassen, aus denen im Nothfall der Getraidemangel ersetzt wird. Wenn, wie zu hoffen steht, unser provinzielles Eisenbahnnetz in nächster Zeit endlich, nach langem Harren, die nothwendigsten Ergänzungen erfährt, so dürfte es bald vortheilhafter erscheinen, nach dem Vorgange jener städtischen Patrimonialgemeinden die Vorräthe der Magazine in Geld umzusetzen und so das bisher todte Capital verzinslich zu machen. Diese Operation wird um so weniger gefährlich sein, als die Misstände, welche seit Einführung

der neuen Landgemeindeordnung i. J. 1866 sich anfangs in der Verwaltung der völlig unabhängig gewordenen Gemeinden zeigten, allmählig sich mindern und die Selbstverwaltung immer mehr das Gepräge der Ordnung und Gesetzmässigkeit annimmt. Die Amtsvergehen der bäuerlichen Beamten haben sich bedeutend vermindert und die Beamten lernen immer besser die ihnen gegebene Gewalt handhaben. — Die Geschäfts- und Rechnungsführung in den Bauergemeinden entbehrte bisher einer einheitlichen Organisation und gab zu vielen Missbräuchen Anlass. Um die Landgemeindeordnung in diesem Zweige zu ergänzen, ist für die drei Provinzen ein gleichartiges System ins Leben gerufen worden, nach welchem die Gemeindeverwaltungen ihre Geschäfte zu führen haben. Nachdem durch eine allgemeine Revision der Gemeindeverwaltungen in Kurland die alten Schäden und Ordnungswidrigkeiten beseitigt waren, wurden die Gemeindegerichte und Verwaltungen mit neuen verbesserten Büchern versehen und ward in jedem Kreise eine Muster-Gemeindeverwaltung eingerichtet, von der die übrigen Gemeinden die Geschäftsführung, das Rechnungswesen, die Einrichtung des Archivs u. s. w. lernen können. Es wurde ferner in Kurland ein Musterstatut für die Darlehns- und Depositencassen der Landgemeinden publicirt, auf Grund dessen hinfort für neue Cassen die Statuten zu entwerfen sind, deren Bestätigung dann höheren Orts eingeholt werden muss. Dadurch ist einem lange empfundenen Bedürfniss Rechnung getragen worden. — Eine andere Verordnung verpflichtet jedes steuerzahlende bäuerliche Gemeindeglied in allen drei Provinzen, mit einem Abgabebuche versehen zu sein, das ihm durch seine Gemeindeverwaltung eingehändigt wird und wodurch sich Jeder über seine Hingehörigkeit und die Erfüllung seiner öffentlichen Verpflichtungen sowohl seiner Gemeinde als den Polizeibehörden des Landes gegenüber auszuweisen hat. Diese Einrichtung ist dazu angethan, die vielen Missbräuche einzuschränken, welche durch unser heutiges Passwesen bisher der für das Einfließen der Steuern verantwortlichen Gemeinde gegenüber den auswärts sich aufhaltenden Gemeindegliedern erwachsen. — Um das Rechnungswesen der Gemeindeverwaltungen in ihren Beziehungen zu auswärts wohnenden Gliedern controliren zu können, haben die Kreisgerichte in Kurland in Zukunft über alle durch die Post an die Verwaltungen gelangenden Gelder Auskunft zu erhalten. Eine weitere für Kurland erlassene Verordnung betrifft die Regeln zur Verhütung von Feuersbrünsten, und sind endlich die Vorarbeiten zur Organisation des kurischen Land-

medicinalwesens, zur Regelung des Hebammen-Instituts, zu einer neuen Wahlordnung für die Landgemeinden gemacht worden.

In Livland und Estland ist die Organisation des Rechnungswesens und der Geschäftsführung des Gemeindevermögens ohne erhebliche Schwierigkeiten vor sich gegangen, und auch in Livland ist man zur Ausarbeitung einer Wahlordnung für die Landgemeinden geschritten.

In interpretativer Hinsicht sind einige Bestimmungen getroffen worden, von denen wir folgende anführen. Die Befreiung des Bauerstandes von dem Gebrauch des Stempelpapiers sowie von Poschlinen ist für die Erwerbung und Vermessung von Rittergütern in allen 3 Provinzen ausgeschlossen worden. Um ferner den Willkürlichkeiten seitens der Gemeindeausschüsse bei Festsetzung der Gagen der Gemeindegeldbesorger zu steuern, die häufig zur Uebernahme anderer Aemter, gewöhnlich des Gemeindegeldbesorgeramtes genöthigt waren, wurde nach dem Vorgange Kurlands nun auch in Livland für die Lehrer an den lutherischen Schulen festgesetzt, dass dieselben ausser freier Wohnung und Heizung als Minimum in Gemeinden von 200 und weniger männlichen Gemeindegliedern 7 Thl. Landes zur Nutzung oder 100 Rbl. Gehalt, bei grösseren Gemeinden 10 Thl. Landes oder 150 Rbl. Gehalt bekommen müssen. Hiebei wird die von anderer Seite, als von der Gemeinde, dem Lehrer zukommende Landdotation mit eingerechnet, nicht aber anderweitige Geldzuschüsse oder Gagen für andere Aemter.

Nachdem durch das Patent Nr. 128 vorigen Jahres die für die bäuerlichen Verhältnisse Livlands segensreiche und bedeutungsvolle Einrichtung der an diesem Ort bereits wiederholt besprochenen Kirchspiels- resp. Kirchen- und Schulconvente getroffen worden ist, sind gegenwärtig Verhandlungen im Gange, welche die Entwicklung und Festsetzung dieses neuen Instituts bezwecken. Leider ist dieses Institut der Kirchenconvente auf Kurland und Estland bisher noch nicht ausgedehnt worden. In Kurland beschäftigte sich die brüderliche Conferenz des Jahres 1870 mit einem Deliberatorium, welches, von maassgebender Stelle innerhalb der Ritterschaft ausgehend, die Schöpfung solcher Convente im Auge hatte, aber im Zusammenhange mit einer andern Frage, dem Recht der Pfarrbesetzung, und an ihr Schicksal gekettet war. Die Hauptfrage kam auf der Versammlung nicht zum Austrage und mit ihr auch die zweite, im Grunde aber wichtigere Conventsfrage. Man hört oft die Aeusserung, dass durch die neue Landgemeindeordnung

auf der einen Seite die Bauerschaften zwar zu voller Selbständigkeit gelangt seien, auf der andern aber auch jedes Band zwischen ihnen und den Gutsbesitzern zerschnitten worden sei. Diese Zusammenhangslosigkeit wird von beiden Seiten vielfach bedauert und immer mehr und dringender zeigt sich das Bedürfniss, den Zusammenhang auf dem Grunde der neuen, paritätischen Verhältnisse wieder herzustellen. Wie könnte es auch anders sein zwischen zwei Bevölkerungsclassen, die in Beruf und Verkehr so nahe neben einander gestellt sind, als der Rittergutsbesitzer und der Hofbauer oder Gesindewirth. Der Bauer bedarf des Gutsherrn allerdings im Einzelnen mehr als dieser der Unterstützung durch jenen. Aber jeder einsichtsvolle Rittergutsbesitzer weiss es längst, dass stets und bei den freiesten Verhältnissen er und das Land von dem Schlage mit betroffen werden, der seinen bauerlichen Nachbar oder die bauerliche Nachbargemeinde trifft, dass er und das Land darunter leiden, wenn hier eine schlechte Gemeindeverwaltung gewählt, eine Gemeindecasse bestohlen, dort die öffentlichen Lasten, Wegebau, Kirchenbau und Pfarrlasten, besonders aber die Angelegenheiten der Volksschule in unfähigen und unberathenen Händen sich befinden. Ein Austausch der Kräfte, eine gegenseitige Unterstützung in materieller und besonders intellectueller Hinsicht ist absolute Nothwendigkeit für unsere landischen Verhältnisse. Hierauf drängt die heutige Gemeindeordnung, die Verfassung unserer künftigen Justiz, hierauf besonders und ganz allgemein die Entwicklung unserer politischen Verfassung, die gesammte Lage unserer Provinzen hin. Es muss so rasch als möglich der Grundstein zu einem gemeinsamen öffentlichen Leben gelegt werden damit nicht eines Tages der Bau mit dem obersten Stockwerk begonnen werden muss und wir gezwungen werden, Institutionen anzunehmen, die des Unterbaues einer soliden, durch Erfahrung und Gewohnheit gefestigten Vertretung der gemeinsamen Interessen entbehren. Vorarbeiten, uns durch die kommenden Dinge nicht überraschen lassen, sondern sie mit tüchtig geschulten Kräften auch auf politischem Gebiete empfangen, das ist die Aufgabe, die unsere Erfahrung der letzten 10 Jahre jedem einzelnen Gliede der Mannschaft zum Bewusstsein, zur klaren Ueberzeugung gebracht haben muss. Wenn die Zukunft uns die besten, die theoretisch höchsten Neuerungen brächte, wir hätten damit nichts gewonnen sondern Alles verloren wenn sie bei uns, das bearbeitete Material nicht fänden, dessen sie bedürfen zu haltbarem Aufbau. Daher ist die Schöpfung eines Körpers, in dem die ersten, einfachsten Wechselbeziehungen

des öffentlichen Lebens zum Austrag, zur Entwicklung kommen, eine so wichtige Aufgabe unserer maassgebenden provinziellen Autoritäten. Die obige Darlegung der Leistungen des letzten ökonomischen Jahres haben wohl gezeigt, dass was in dem Rahmen unserer provinziellen Obrigkeit und Verwaltung zur Ausführung gelangen kann, nicht immer unüberwindliche Hindernisse zu fürchten braucht. Die Thätigkeit des provinziellen Mechanismus verdient Anerkennung, die Detailarbeit geräth unter arbeitsamen und geschickten Händen leidlich gut. Wo die grossen Principien den Meisel führen, wo das Gebilde unter die Hand der schematischen Production gelangt, da ist der ausführende Tagesarbeiter nur Handwerker, da ist unser Meisel stumpf. Es ist ein grosser Unterschied, innerhalb der Provinzen gewissenhaft zu arbeiten, und grosse Reformen zu unternehmen, die nicht von uns selbst abhängen. Zehn Jahre lang hoffen wir auf eine Justizreform, auf eine neue Stadtverfassung. Um so emsiger müssen wir an dem Geringeren wirken, was unter unseren Händen liegt, und von diesem Geringeren ist vielleicht das Bedeutsamste der Convent, wie er in Livland seit einem Jahre begründet ist und hoffentlich zu immer grösserer Bedeutung erwachsen wird.

Aus den durch die Zeitungen bereits bekannten Daten haben wir gesehen, dass auch auf dem Gebiete des Volksschulwesens die Bestrebungen hinter denen auf andern Gebieten des Volkslebens nicht zurückgeblieben sind. In Estland bestehen gegenwärtig 418 Gemeindeschulen und hat sich ihre Zahl in den letzten 10 Jahren etwa verdoppelt. Auch in Livland ist die Zahl der Schulen in raschem Wachsen begriffen und bereits im Verhältnisse zur Bevölkerungsziffer ziemlich ausreichend, nämlich eine Schule auf 297 männliche Seelen. In allernächster Zeit steht die Einführung eines Schulregulativs in Aussicht, welches den bestehenden Verhältnissen eine feste Organisation zu geben bestimmt ist. In dieser Beziehung stellen die vorliegenden Zahlen leider Kurland in dem guten Wettstreit der Nachbarprovinzen am meisten zurück, es wird dort eine Schule erst auf 1351 männliche Seelen gezählt. Auch hier aber macht sich der grosse Einfluss der Domänen sehr geltend. Ausserdem ist in Kurland der Mangel einer Landschulbehörde wie sie in Livland existirt, leider sehr fühlbar. Während in Livland der Schulzwang gehandhabt wird, während in andern Gouvernements des Reiches diese wohlthätige Einrichtung durch die dortigen Landschaftsinstitutionen neuerdings ins Leben gerufen wird, ist in Kurland zum

Schaden des Landvolkes und des Landes weder eine Schulbehörde bisher organisirt, [noch der Schulzwang durchgeführt worden. Und doch macht sich dieses Bedürfniss praktisch so sehr geltend, dass hie und da die Gemeinden selbst, meist auf Antrieb eines thätigen und patriotischen Gutsherrn, den Schulzwang bei sich eingeführt haben indem sie eine Pön für den Nichtbesuch ihrer Schule durch die in schulmässigem Alter stehenden Kinder festsetzten.

Eine neue, aber bedeutsame Perspective ward uns in allerjüngster Zeit auf dem Gebiete der Schule in einem längeren Aufrufe geboten, der auf dem Wege der Collecte die Mittel zur Gründung einer höheren Volksschule mit ausschliesslich estnischer Unterrichtssprache herbeischaffen soll. Der Aufruf hat die Bildung des Volkes im Auge und wir können ihm in soweit nur mit voller Ueberzeugung von dieser höchsten Pflicht der oberen Classen unserer Provinzen zustimmen. Die Bildung, die wir mit gewissenhafter, angestrenzter Arbeit besonders in den letzten Decennien in dem Volke gefördert, sie ist das Beste was wir geleistet haben und wird stets das Grösste sein, was wir unserm Volke werden bieten können. Alles was wir bisher an Thätigkeit auf dem weiten Felde des Volkslebens aufgeführt haben, wäre umsonst wenn das Geschehene nicht zusammengehalten, belebt würde durch den eignen Geist des Volkes, dem es zu Gute kommen soll. Selbst Grundeigenthum zu besitzen hat nur Werth für den, der ihn zu nutzen weiss, für den, der gelernt hat, zu arbeiten und das Erarbeitete weiter fruchtbar zu machen, für den, der gelernt hat mehr zu thun als der Vogel in der Luft und der Wilde in Wald oder Steppe, die ihre Nahrung suchen solange der Hunger sie dazu treibt. Alle unsere verbesserten Institutionen, Selbstverwaltung der Gemeinde, Kirchen- und Schulconvente u. dergl. haben nur soweit Werth als das Volk, das sie besitzt, gebildet genug ist, sie zu verwerthen, und das Beste, was wir haben, ist eben die Bildung, die uns befähigt, bessere Institutionen bei uns einzuführen und wirklich fruchtbar machen zu können, schlechtere aber mit geringerem Schaden zu ertragen. Diese Volksbildung haben wir errungen nicht weil wir in unsern Volksverhältnissen absolut günstige Bedingungen haben, sondern obgleich wir ungünstige Bedingungen zu überwinden haben. Denn uns hat das Schicksal zu einem Volke werden lassen, zusammengesetzt aus verschiedenen Stämmen, verschieden an Sprache und Stellung, leider auch oft verschieden an Denken und Streben. Es hilft heute zu nichts mehr, mit dem Schicksal darum zu rechten, es hilft uns Deut-

schen oder Letten oder Esten zu nichts wenn wir mit dem Schicksal oder mit einander darum hadern wollten, dass die Dinge so geworden sind, wie sie sind, dass vor vielen Jahrhunderten unsere beiderseitigen Vorfahren in ein Verhältniss zu einander geriethen, in welchem so oder so die meisten andern Völker auch zu einander gestanden haben und aus welchem Verhältniss von Eroberern und Eroberten heutzutage die meisten und grade die besten Culturvölker der Erde hervorgegangen sind. Halb Deutschland besteht heute aus einer verhältnissmässig jungen Mischung von Eroberern und Eroberten, das englische Volk ist gewaltsam durch die Verschmelzung verschiedener ursprünglich feindlicher Stämme entstanden, in Amerika mischen sich alle Nationen der Erde und nur die reinen Stämme rother, gelber und schwarzer Farbe scheinen die Kraft nicht zu besitzen, dem Andrang der Mischrassen zu widerstehen. So ist die Mischung der Stämme an sich erfahrungsmässig wohlthätig. Aber eine höhere Cultur verlangt wirkliche Verschmelzung, friedliche Einigung, nicht unnatürliche Gegnerschaft der Stämme, die dieselbe Scholle bewohnen und bebauen. Und eine höhere Cultur verlangt, dass derjenigen Sprache ihr Recht werde, die die höhere Cultur vertritt. Wir deutschen Balten schauen heute mit Schmerz zurück auf die Zeiten, wo endlose Kämpfe mit mächtigern Nachbarn die friedliche Arbeit im Innern hinderten, wo eine zu harte oder zu weiche Zeit die Verschmelzung der Stämme verzögerte, die für eine spätere Cultur so bedeutungsvoll werden musste. Doch der Schmerz um die Vergangenheit darf uns nicht entkräften in der Gegenwart, er muss uns doppelt stählen, das Friedenswerk wenn auch spät zu vollenden. Die Erhöhung und Ausbreitung der Bildung in unserm Volk — das ist die grösste Aufgabe, die jedem denkenden Balten, welchem der drei Stämme er angehören möge, obliegen kann. Die Bildung selbst — sie mag heissen wie sie wolle, sie mag mit deutschen, lettischen, estnischen, russischen oder französischen Lettern geschrieben sein, wir fragen nicht darnach, wie sie heisst, sondern wie sie ist, nicht wie sie geboten wird, sondern was geboten wird. Wenn heute die russische oder estnische Cultur über der deutschen stände, wir würden so zwanglos russisch oder estnisch werden als der Arme reich wird. Und nicht unser, der deutschen Balten Verdienst ist es, dass wir die Sprache des Volkes sprechen, dessen Cultur höher als die der andern Völker steht, nicht unser Verdienst ist diese Cultur selbst. Dass wir aber diese Cultur die unsere, dass wir diese Sprache unsere Muttersprache nennen können, schätzen wir als unser höchstes Gut

und daran halten wir fest wie an der Cultur selbst, denn es ist, es macht eben unsere Cultur. Wir haben diesen Vorthail vor unsern baltischen Volksgenossen andern Stammes voraus, die unsere Sprache erst erlernen müssen um der deutschen Cultur sich zu bemächtigen. Dieses ist ein Unglück, doch nur so weit als es überhaupt ein Unglück genannt werden darf, nicht zu dem am höchsten stehenden Volk zu gehören, als es für einen Germanen zur Zeit des Augustus ein Unglück war, nicht Römer, für einen Römer in der Blüthezeit Griechenlands, nicht Grieche zu sein. Unsere Zeit ist ganz besonders geeignet, Jeden innerhalb seines eigenthümlichen Volksthum abzuschliessen, nicht die Cultur, sondern die Nationalität irrthümlicher Weise als das höchste Ziel des Entwicklungsganges eines Volks zur Geltung zu bringen. Jeder denkende Mann hat sich aber heute auch wohl schon klar gemacht, zu welchen Consequenzen dieses Bestreben führen muss, wenn es rücksichtslos verfolgt wird. Was wäre der Zustand unserer Letten und Esten wenn seit Jahrhunderten, wenn auch nur seit Jahrzehnden jener Grundsatz festgehalten worden wäre, dass die von den Deutschen dargebotene Cultur zurückzuweisen sei weil sie deutsch sei, wenn statt dessen man sich bei uns abgemüht hätte, aus dem Lettischen und Estnischen heraus eine Cultur zu schaffen, die mit der Wissenschaft Deutschlands nichts gemein, ihr nichts zu danken hätte? Was wäre aus unsern Gymnasien, was erst aus unserer Universität geworden wenn die Unterrichtssprache dort nicht deutsch gewesen wäre, wenn diese Anstalten dadurch nicht den grossen, unschätzbaren Vorthail vor ähnlichen Anstalten z. B. in der Türkei oder in Ungarn voraus hätten, der Sprache sich bedienen zu können, die unmittelbar die Mittheilungsform der höchststehenden Wissenschaft ist? Was würde heute aus all den kleinen Splitterstämmen, die überall noch zwischen die grösseren Völker eingestreut sind, wenn sie in culturlicher Hinsicht mit diesen einen Wettstreit beginnen wollten? Sie würden in wenigen Jahrzehnden so weit hinter den grösseren Nationen zurückbleiben, dass sie nothwendig diesen völlig unterliegen, von ihnen gewaltsam yertilgt werden müssten. Was die geistigen und materiellen Mittel von 40 Millionen gleichredender Meuschen erarbeiten, zusammenwirkend erringen, das kann ein Splitterstamm von einigen Hunderttausenden, und seien es die tüchtigsten Männer, nicht leisten. Der kleine Stamm muss es der grossen Nation heute in Cultur gleichthun, oder er wird verschlungen. Härtere Zeiten haben mit Feuer und Schwert das gethan was die Gesittung in anderer, milderer Form

vollbringt. Der Stamm der Liven ist längst durch Gewalt bei uns als Stamm getödtet. Der friedliche Ausgang des früheren Streites zwischen Deutschthum und Letten- und Estenthum hat diese Stämme und mit ihnen deutsche Cultur bei uns erhalten. Solange diese Beiden nicht in Gegensatz zu einander treten, werden beide einander fördern und gedeihen. Aber möge nie zwischen ihnen der Kampf heraufbeschworen werden, der nur mit dem Untergange beider enden kann! Wer hievon noch nicht überzeugt ist, der gehe hinüber über die Grenzen unserer Provinzen und sehe sich um in analogen Verhältnissen anderer Länder und Stämme. Die deutsche Cultur bei uns kann ertödtet werden; aber die grössten Anstrengungen aller deutschen und undeutschen Kräfte in diesen Landen werden keine lettisch oder estnisch redende Cultur an die Stelle jener setzen, werden den Untergang des Letten- und Estenthums nicht aufhalten wenn einmal die bestehende Cultur untergegangen sein wird. Die wahre Cultur, die Wissenschaft kümmert sich nicht um die Sprache, die ihren Jüngern angeboren ist, sie redet überall die Sprache in der sie selbst gross geworden ist. Unsere Regierung hat das wohl gewusst als sie über ein halbes Jahrhundert hindurch in Alt-Finnland die Wissenschaft deutsch reden liess, wo noch bis auf unsere Zeit herab der deutsche Schulmeister von nah und fern die Schüler herbeizieht. So viel höher die schwedische Bildung als die finnische, estnische und lettische steht, so wird von den Lehrstühlen zu Helsingfors doch noch heute die Wissenschaft in allen Fächern aus zum grössern Theil deutschen Lehrbüchern geschöpft, und der Finnländer, der die Universität besucht, lernt um der Wissenschaft willen die Sprache, in welcher sie zur höchsten Darstellung gelangt ist. Er lernt das Deutsche obzwar das tägliche Leben schon zwei Sprachen von ihm fordert. Und was ist es denn, was das innerste Wesen des gebildeten Menschen macht, ist es die Sprache, in der er zuerst nach der Mutter rufen oder seine Kinderspiele treiben lernte, oder die, in welcher er denken lernte und die geistigen Güter der ganzen Menschheit sich ihm erschlossen? Haben nicht unsere Voraltern in dem Europa der früheren Zeit bis herab zum Ende des letzten Jahrhunderts in Wissenschaft und Leben als Sprache der Bildung die gesprochen, in welcher die höhere Cultur längst vergangener Jahrhunderte zu ihnen redete? Haben die Römer nicht ihrerzeit die schönste Sprache der Welt, in der die Bildung zu ihnen kam, der ihrigen vorgezogen, wie später Germanen und Romanen es mit der lateinischen machten? Haben wir Balten rein deutschen

Ursprungs nicht heute zum grossen Theil in der Kinderstube die Sprache zuerst handhaben gelernt in undeutscher Weise und jahrelang gleich den Kindern estnischen oder lettischen Stammes die Sprachen dieser Stämme gesprochen? Wenn wir nicht auch später lettisch oder estnisch blieben, so war die Ursache doch keine andere, als dass die Bildung, in der wir erwachsen, deutsch war. Dieselbe Ursache, die uns deutsch macht, wirkt auch bei den Kindern undeutscher Abstammung. Und ist es denn ein Verrath am eigenen Volksthum, die Sprache zu sprechen, in der ich geworden bin, was ich bin und am höchsten an mir schätze: ein gebildeter Mensch? Je höher die Bildung, die mir zu Theil wird, je inniger verwachse ich mit der Sprache, mit der Form, in welcher sie mir kommt, mag diese nun sein welche in der Welt sie wolle. Es wäre ein Frevel an dem Höchsten, nach dem der Menscheng Geist auf Erden zu streben befähigt ist, wollte ich den Inhalt von mir weisen weil er nicht in der Form sich mir darbietet, an den meine Zunge bisher gewöhnt war, es wäre ein Frevel, mit einem geringeren Inhalt sich zufrieden zu stellen wo das Bessere vor meinen Lippen steht und mein schon ist weil ich nur darnach zu langen brauche. Es ist heutzutage ein oft empfundenes fast wehmühtig schmerzvolles Gefühl, dass die Laute der Kindheit geopfert werden sollen der Rede des Mannes. Aber der Mann, der gebildete Mann kann durch jenes Gefühl die klare Ueberzeugung sich nicht verdunkeln lassen, dass das Leben von ihm ein Anderes fordert als vom Kinde, dass er Vieles bei Seite zu werfen hat, was dem Kinde lieb war, dass die Güter, nach denen es strebt, andere sind, als die, welche die Erinnerung ihm mit schönen Farben malt. Ist unsere Zeit nicht mehr hart in roher Gewaltthat, so ist sie doch streng in ihren Forderungen an die Mannheit des Geistes und nur der ist ein ganzer Mann seiner Zeit, der in gegebenen Verhältnissen nach dem Höchsten dessen strebt, was in Wissenschaft oder Kunst, in Politik oder Moral sich ihm bietet, was er als die beste und höchste Darstellung der Cultur seiner Zeit erkannt hat.

So können wir unser Geschick wohl augenblicklich bedauern, das uns die Arbeit in diesen Provinzen erschwert hat indem es verschiedene Sprachen zu einem gemeinschaftlichen Bau zusammenführte, aber wir müssen uns verständigen, wir können nicht aus einander gehen wie weiland die Völker beim Thurmbau zu Babel, und wir haben uns Gott sei Dank bisher so weit verstanden, dass der Bau leidlich gut vorwärts ging und auch ferner weiter schreiten

wird. Wir unseres Theils sind keineswegs gesonnen — und wir verwahren uns hiemit aufs Nachdrücklichste gegen eine etwa dahin gehende Beurtheilung — wir sind keineswegs gesonnen, unsern lettischen und estnischen Volksgenossen ihr Streben nach Förderung der Bildung in ihren Sprachen zu missgönnen, ihre Arbeit zu verkümmern. Wir haben unsere Meinung genügend klar gelegt, dass es uns nicht um Unterdrückung estnischer oder lettischer Bildung zu thun ist, sondern ausschliesslich um Förderung der Bildung, woher und wie sie auch kommen mag. Aber wir sind eben aus dieser Anschauung heraus um jeden Aufenthalt im Gange der Bildung unseres Volkes, um jedes Hinderniss besorgt, das in den Weg treten könnte, wir wünschen, auch die geringste Kraft nicht vergeudet, sondern am rechten Orte thätig zu sehen. Eine Vergeudung an materiellen und Bildungskräften aber wäre es wenn wir ernstlich es unternähmen, den höheren Unterricht in den Provinzen überhaupt oder in einzelnen Schulen in lettischer oder estnischer Sprache geschehen zu lassen. Man denke sich dieses Princip in allen unsern Schulen durchgeführt, und man wird zugeben, dass es dem Ruin unseres gesammten Unterrichtswesens gleichkäme. Von diesem und nur von diesem Gesichtspunkte aus halten wir ein solches Streben für eine Schädigung unserer Lande. Wenn wir die Mittel hätten, um neben unsern heutigen Schulen, neben ausreichendem deutschem Unterricht noch eine Reihe von lettischen und estnischen höheren Anstalten einzurichten, so wären wir mit Freuden dazu bereit. Aber was auch geschehen ist auf diesem Felde, es bleibt noch viel, sehr viel zu thun übrig und wir haben mit der grössten Sparsamkeit und grosser Opferbereitschaft die Bildungsmittel zu verwalten. Die Volksschule kann ihren Anforderungen gemäss und dem heutigen Stande der lettischen und estnischen Literatur nach von einer höheren Cultursprache absehen, und sie ist heute bei uns lettisch und estnisch. Jede neue Sprache, die das Volk in der Elementarschule lernen muss, beeinträchtigt die Bildung des Volks, jeder äussere Zwang in dieser Rücksicht ist ein Raub an seiner allgemeinen Entwicklung. Aber wo die Volkssprache nicht selbst die Sprache der Wissenschaft ist, und wo zugleich das Volk nicht zu den grossen Centren des nationalen Lebens sprachlich gehört, da muss die nächste und höchststehende Cultursprache, wie die Dinge heute liegen, die höhere Bildung vertreten, sie muss in den oberen Schulen Platz greifen. Wäre es für uns denkbar, dass das Lettenthum oder Estenthum sich einst zu voller Culturfähigkeit in seiner ursprünglichen Eigenart und

Sprache, zu eigener Cultur gleich der deutschen oder russischen oder schwedischen aufschwngen, ein selbständiges Volksthum erreichen oder auch nur erhalten könnte, wir würden mit Freude an der Erreichung dieses Zieles mitarbeiten. Aber 'weil dieses Ziel nach menschlicher Voraussicht unerreichbar ist, darum streben wir nicht darnach und können bei Andern solches Streben wohl verstehen, nicht aber billigen. Um die höhere Bildung in lettischer oder estnischer Sprache zu verbreiten wird ein Aufwand an materieller und geistiger Lehrkraft erfordert, der die Kraft weit an Werth übersteigt, welche der estnische und lettische Schüler zur Erlernung der deutschen Sprache beim Eintritt in eine höhere Schule aufwenden muss. Weder existirt eine estnische oder lettische Literatur, die sich mit der deutschen messen kann, die also ohne Schädigung des zu erreichenden Grades der Schulbildung an die Stelle der deutschen Literatur treten könnte, noch haben wir die hinlängliche Zahl Lehrer, welche ohne grösste Schädigung der Wissenschaft selbst diese aus deutscher in estnische oder lettische Form umzuschmelzen im Stande wäre. Denn es giebt eben keine estnische oder lettische wissenschaftliche Sprache. Der Lehrer bei uns, sei er nun deutschen oder lettischen oder estnischen Stammes, ist stets deutsch gebildet und kann diese Bildung, den geistigen Trank, nur in dem Becher, in welchem er ihn bekam weiter geben ohne die Hälfte davon zu verschütten. Die Bildung schüttet sich eben nicht wie ein anderer Trank aus einem Gefäss ins andere. Wollten wir heute erst eine estnische und eine lettische Literatur und dann die entsprechenden Lehrkräfte dazu schaffen und erziehen, so würden wir um Decennien unsere allgemeine Bildung zurückhalten und somit den Frevel an der Bildung selbst begehen, von dem wir oben sprachen. Wir zählen unter unsern tüchtigsten Leuten Männer genug mit lettischem oder estnischem Blut, aber sicher werden sie in der grossen Mehrheit uns beistimmen wenn wir dieses übergrosse Opfer an Bildung einem Versuche nicht bringen wollen, dessen Ausgang noch zweifelhaft wäre. Tragen wir das unheimliche Gespenst des Nationalitätenstreites nicht selbst an unsern häuslichen Heerd auf einem Gebiete auf dem wir Balten bisher friedlich und stark zusammen gewirkt haben und das frei sein sollte von den Gegensätzen der Abstammung und der Sprache, das allein bemessen werden sollte nach seiner Fruchtbarkeit und Güte. Treten wir lieber alle zusammen, ohne Unterschied des Stammes, um verdoppelte Opfer der Bildung zu bringen, die uns alle gleichgestellt, die Färbungen und Sonderungen

des Blutes verwischt hat, treten wir zusammen um die Bildung um ihrer selbst willen und zur Förderung des allgemeinen Wohles dieser Lande unserm Volke immer mehr zugänglich zu machen. Vereinigen wir uns in dieser Arbeit und fassen wir da an, wo es noth thut, mit den Mitteln der Sprache, die uns selbst gebildet hat und in der wir uns alle verstehen. Laden wir uns nicht selbst die Strafe auf, die dem Werke zu Babel verderblich wurde. Das ist unser Wunsch zur Jahreswende.

December 1871.

E. B.

- Holtei, Karl v., 300 Briefe aus 2 Jahrhunderten. 2 Bde. Gr. 8. Hannover, Rümpler. 6. 30.  
 Jahn, Gust., der Krieg 1870 u. 1871, dem deutschen Volke erzählt. 3 Abthlgn. Mit einer Karte von Frankreich. 8. Halle, Mühlmann. 1. 62.

## VI. Erd- und Völkerkunde. Statistik. Reisen.

- Fontane, Thdr., aus den Tagen der Occupation. Eine Osterreise durch Nord-Frankreich und Elsass-Lothringen 1871. 2 Bde. 8. Berlin, von Decker. 4. 5.

## VII. Malerei. Musik. Kunstkritik.

- Fuchs, Dr. Carl, Präliminarien zu einer Kritik der Tonkunst. Philosophische Dissertation. Gr. 8. Leipzig 1871, Fritsch. 1. 8.  
 — Virtuoso und Dilettant. Ideen zum Clavier-Unterricht und über reproductive Kunst. Mit 2 Noten-Beilagen. 2. verm. und veränd. Aufl. Gr. 8. Ebd. 1871. — 45.  
 Künstler-Album, deutsches. Mit Beiträgen lebender Künstler und Dichter. 5. Jahrgang. Hrsg. v. Adf. Ebeling. Düsseldorf, Breidenbach & Co. 6. 75.  
 Laudien, Therese, mit Gott für König und Vaterland. 4 Aquarellen. Mit Dichtgn. v. F. Beck, Em. Geibel, O. v. Redwitz u. A. Farbendruck v. J. G. Bach in Leipzig. Gr. 4. Leipzig 1871, Arnold. Geb. m. Goldschn. 8. 10.  
 Portrait-Album aus dem deutsch-französischen Kriege 1870—71. Fol. Stuttgart, G. Weise, geb. 1. 35.  
     color. Ausg. 1. 69.  
 Psalmen, die fol. (147 S. m. 12 Farbendruckbildern) Bremen, Müller. Geb. 23. 60.  
 Raebel, Thdr., Triumph der Blumenkönigin in Liedern. Mit 12 Initialen und Arabesken v. Alwine Schrödter. Imp. 4. Düsseldorf, Breidenbach & Co. Geb. m. Goldschn. 6. 75.  
 Reichenbach, Marie v., Waldeszauber der Heimath. Neun Aquarellen. Mit Dichtungen von Buddens, Geibel, F. Hemanas u. A. Farbendr. v. J. G. Bach in Leipzig. Imp.-Fol. Leipzig, Arnold. Geb. m. Goldschn. 13. 50.  
 Rissé, Joh., Franz Schubert und seine Lieder. Studien. I. Müllerlieder. 8. Hannover, Rümpler. — 45.  
 Grimm, Herm., 10 ausgewählte Essays zur Einführung in das Studium der modernen Kunst. Gr. 8. Berlin, Dümmers Verl. 2. 25.  
 Hauff, Wilh., Märchen. Mit 42 Illustr. v. Thdr. Weber, Thdr. Hosemann und Ludwig Burger. Imp. 4. Stuttgart, E. Hallberger. Geb. m. Goldschn. In Carton. 5. 40.  
 Homers Odyssee. Vossische Uebersetzung. Mit 40 Orig.-Compositionen von Frdr. Preller in Holzschn. ausgeführt v. R. Brend' amour u. K. Oertel. Fol. Leipzig, A. Dürr. Geb. 11. 82.

## VIII. Unterhaltungsliteratur. Gedichte. Romane.

- Polko, Elise, musikalische Märchen, Phantasien und Skizzen. 3. Reihe. Mit Illustr. in Holzschn. 8. Leipzig, Barth. Geb. 3. 4.  
 Gassmann, Th., Dramatisches. Gr. 8. Hamburg, Richter. 1. 35.  
 Jensen, Wilh., Trimborn & Co. Eine Weihnachts- und Sylvester-Erzählg. Gr. 16. Berlin, Gebr. Paetel. — 90.  
     Geb. m. Goldschn. 1. 35.  
 Laube, Heinr., das norddeutsche Theater. Ein neuer Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Gr. 8. Leipzig, Weber. 2. 70.  
 Orr, A. S., die Gefangenen von Chillon. Eine Erzählung aus der Zeit der Reformation in Savoyen. Autoris. Uebersetzung aus dem Englischen v. Charlotte Philippi. 8. Basel, Schneider. 1. 8.

## IX. Flugschriften.

- Montpellier, Bisch. Thdr. Alex. Joh. de, die Internationale. Wo stammt sie her? Was ist sie? Was will sie? Aufklärung über das Treiben der internationalen Arbeiter-Vereine, nach dem Hirtenschreiben ins Deutsche übertragen von Freunden der ehrsamten Arbeiterklasse. Gr. 16. Luxemburg, Brück. — 14.  
 Jokai, Maurus, 5 Jahre des selbstständigen ungarischen Ministeriums 1867—1871 humoristisch erste Rückblicke auf das Cabinet des Grafen Jul. Andrásy und Konsorten. Uebersetzt von einem Landsmann und Jugendfreund des Schilderers. Gr. 16. Bremen, Kührtmann & Co. — 34.

Ar 811  
Baltische

# Feldzug 1870—71.

**I.**

## **Die Operationen der deutschen Heere**

von

**der Schlacht bei Sedan**

bis

**zum Ende des Krieges,**

von

**Wilhelm Blume,**

Königl. preuss. Major im grossen Generalstabe.

*Preis 2 Rbl. 25 Kop.*

---

**II.**

## **Die Operationen der Süd-Armee im Januar und Februar 1871.**

Nach den Kriegsakten des Oberkommandos der Süd-Armee

von

**Herm. Graf Wartensleben,**

Oberst im Generalstabe.

*Preis 1 Rbl. 8 Kop.*

Vorräthig in der Buchhandlung von

**H. Brutzer & Co.**

---